

L.A. F. 1904.

Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königl. Kaiserin-
Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg. Ostern 1904.

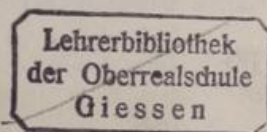
Aus der
deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts.

Nach Stammbuchblättern.

II. Teil.

Von

Hubert Freund,
Oberlehrer.



BERLIN

Weidmannsche Buchhandlung.

1904.

1904. Programm Nr. 74.

24. 1. 1904

Wissenschaftliche Beiträge zum Verständnis des Königs Heinrich
Augustus von Mecklenburg, Ostern 1904

Aus der

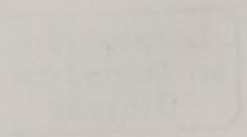
deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts

Neue Folge, Heft 1

1904

1904

Hubert Krüger,
Göttingen



1904

Verlag von H. W. Schmidt

1904

Preis 1.00 M.



In dem ersten Teile unserer Arbeit (Programm des Königl. Kaiserin-Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg. Ostern 1902) haben wir Joh. Heinr. Soermans aus Danzig an der Hand seines Stammbuchs auf seiner Reise von Göttingen über Leipzig, Dresden, Prag nach Wien und Innsbruck in den Jahren 1774 und 1775 begleitet. An der Fortsetzung seiner Reise, die offenbar ihren Weg durch Deutschland nach Holland, der Heimat seiner Voreltern, nehmen sollte, wurde er, wie wir glaubten annehmen zu dürfen, durch den am 21. Dezember 1775 erfolgten Tod seines Vaters gehindert. Er kehrte nach Danzig zurück. Nach einigen Monaten sehen wir ihn seine Reisepläne wieder aufnehmen. Im April 1776 reiste er über Elbing nach seiner ersten Universitätsstadt Königsberg, um seine früheren Lehrer zu besuchen. Im Sommer desselben Jahres wandte er sich nach Berlin, wo er einige Monate verweilte. Alsdann taucht er nach einigen Wochen in München auf, von wo er nun in Verfolgung seines ursprünglichen Planes seine Reise durch Mitteldeutschland und die Rheingegenden antritt mit Holland als dem letzten Ziel, das er im Juli 1777 erreicht. Wir wollen ihn nun zunächst nach Königsberg und Berlin begleiten. Wir teilen alle Einschriften ohne Ausnahme in der Reihe, wie sie stattgefunden haben, mit. Wie früher wollen wir wiederum möglichst die Bedeutung der von ihm aufgesuchten Personen, die sie in dem achten Jahrzehnt des XVIII. Jahrhunderts an dem Orte ihre Wirksamkeit besaßen, und auch so weit möglich die Lebensumstände, unter denen er sie antraf, uns zu vergegenwärtigen suchen. Wir glauben, damit ein Kulturbild, wenn auch nur in einem sehr beschränkten Rahmen, von Berlin aus der zweiten Hälfte der Regierungszeit Friedrichs des Großen zu geben.

Königsberg,

Donnerstag, 18. April — Sonntag, 21. April 1776.

In Königsberg, das durch den Hohenzoller Albrecht, den ersten weltlichen Herzog von Preußen, i. J. 1544 eine Universität erhalten hatte und seit 1701 die Krönungs-

und dritte Residenzstadt der preussischen Könige war, tritt uns zuerst folgende Einschrift entgegen:

144

Duc me, nec fine me fine Te Deus optime duci:

Nam duce me pereo, Te duce salvus ero

Honor. et Memor caus. scr.

Regiomonti Bor.

Theodorus Christophorus Lilienthal

d. XVIII. April. A. 1776.

*S. Theol. Doct. [1744] et Prof. Ordin. [1750] Aug. Bor. Regi
a Consiliis Ecclesiasticis et Schol. [1773] et ad
Aedem Cathedralem Pastor. [1763]*

- 144 Lilienthal (1717—82), Sohn eines durch seine Schriften zur Geschichte Ostpreussens geschätzten Königsberger lutherischen Theologen, gehörte seit dem J. 1740 dem Lehrkörper der Königsberger Universität an, an der er einst als dreizehnjähriger Knabe seine Studien begonnen hatte. Nach Beendigung derselben hatte er während der Jahre 1736—40 eine große „gelehrte Reise“ unternommen, die ihn durch Deutschland nach Jena und Tübingen, von da durch Holland nach England bis Oxford, zurück durch Holland und Norddeutschland auch nach Halle führte. An der Königsberger Universität begann er seine Tätigkeit mit Vorlesungen über Philosophie und Mathematik, ging dann aber i. J. 1746 zu seinem eigentlichen Fache, der Theologie, über. Inmitten des aufstrebenden Rationalismus blieb er ein Vertreter der alten strengen Orthodoxie bis an sein Lebensende. Den Standpunkt des Supranaturalismus verteidigte er auch in einem großen Werke, das schon i. J. 1750 seinen Anfang nahm und erst bei seinem Tode mit dem 16. Bande seinen Abschluß erreichte: „Die gute Sache der in der heiligen Schrift alten und neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbarung wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet“. Trotz seiner strenggläubigen Richtung genoß er wegen seiner Pflichttreue, Menschenfreundlichkeit, Rechtschaffenheit und Duldsamkeit die größte Verehrung und Zuneigung aller seiner Mitmenschen, seiner Kollegen und Zuhörer. Sein Kollege Kant, der ihm sonst nicht näher gestanden zu haben scheint, widmete ihm bei seinem Tode folgenden Ehrendenkpruch:

Was auf das Leben folgt, deckt tiefe Finsternis:

Was uns zu tun gebührt, des sind wir nur gewiß.

Dem kann, wie Lilienthal, kein Tod die Hoffnung rauben,

Der glaubt, um recht zu tun, recht tut, um froh zu glauben.

- 114 Es folgt der Literarhistoriker Pisanski (1725—90), der vom Jahre 1759 an, wo er Rektor der Domschule am Kneiphof wurde, neben diesem Amte philosophische und historische Vorlesungen an der Universität hielt. Als er 1773 veranlaßt wurde, seine akademische Tätigkeit auch auf die Theologie auszudehnen, liefs er sich zwar zum Doktor der Theologie promovieren; eine Professur aber nahm er ebenso wenig als früher an. Als akademischer Lehrer erfreute er sich großer Beliebtheit bei seinen Zuhörern. Zu diesen zählte nach dem Zeugnis der Einschrift auch Soermans, in dessen Stammbuch er sich mit derselben Sentenz aus Seneca einzeichnete, die ein Jahr vorher der Wittenberger Professor Daniel Wilhelm Triller benutzt hatte:

Seneca. [Epist. 82, 3]

*Otium sine litteris mors est et hominis
vivi sepultura.*

Regiomonti Prusf.

d. 20 April.

CIDCCCLXXVI.

*Possesforem Albi hujus Nobilissimum,
Auditorem quondam suum aspi-*

*duum, faustis omnibus prosequitur
Georgius Christophorus Pifanski
Theol. et Phil. Doctor, Regiae Soci-
etatis Teutonicae Regiomontanae
Director, Lycei Cathedralis Rector.*

Die noch heute bestehende „Königliche Deutsche Gesellschaft“, als deren Direktor sich Pisanski bezeichnet, war 1741 von einigen Königsberger Gelehrten gestiftet worden; i. J. 1743 hatte sie durch ein besonderes Diplom ihre Bestätigung erhalten und die Erlaubnis, sich eine Königliche deutsche Gesellschaft zu nennen, zugleich auch die Zensurfreiheit für alle ihre Schriften und für ihre Sitzungen ein eigenes Zimmer auf dem Königlichen Schlosse.

Am folgenden Tage, einem Sonntag, hat sich Immanuel Kant (1724—1804) in 239 Soermans' Stammbuch eingeschrieben. Das Jahr 1770, in welchem Kant im Alter von 46 Jahren stand, bewirkte dadurch, daß es ihm das längst ersehnte, bis dahin aber vergeblich erstrebte Ziel, eine ordentliche Professur der Philosophie, brachte, die entscheidende Wendung sowohl in seiner äußeren Lebensstellung als auch in seiner inneren wissenschaftlichen Entwicklung. Fünfzehn Jahre, darunter die Jahre des siebenjährigen Krieges und wieder darunter die Jahre 1758—62, in denen Königsberg sich im Besitz des Feindes befand, hatte er in der unsicheren Stellung eines Privatdozenten zugebracht. Schon einmal, i. J. 1758, war jene Professur frei geworden; doch der russische Gouverneur, der General v. Korff, verfuhr nach der Anciennität und gab die Stelle einem älteren Kollegen Kants. Endlich nach elf Jahren weiteren Wartens boten sich ihm im Wintersemester 1769/70 gleich drei Stellen, von denen er die zu Erlangen und Jena dankend ablehnte, sobald sich die an der heimatlichen Universität für ihn auftat. Es war die Professur der Logik und Metaphysik, dieselbe Stelle, um die er sich zwölf Jahre zuvor vergeblich beworben hatte; er sollte sie bis an sein Ende einnehmen. Sie brachte ihm ein festes Gehalt von 400 Reichstalern jährlich. Er trat sie an mit der Friedrich dem Großen gewidmeten Inauguralschrift *De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, dissertatio pro loco professionis log. et metaph. ordinariae rite sibi vindicando*, die er am 20. August 1770 öffentlich verteidigte. Aber in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit schien, nach seinen Publikationen zu urteilen, mit der gesicherten Stellung ein Stillstand eingetreten zu sein. Vom Jahre 1755 an, in dem Kant sich habilitierte, war bisher kaum ein Jahr vergangen, das nicht durch das Erscheinen irgend einer Schrift bezeichnet ist. Seit jener Inauguraldissertation vom Jahre 1770 war in diesem achten Jahrzehnt nur eine kleine Schrift „Von den verschiedenen Racen der Menschen“, eine Programmarbeit zur Ankündigung der Vorlesungen über physische Geographie im Sommersemester 1775, veröffentlicht worden; sie erschien 1777 noch einmal in veränderter und erweiterter Gestalt im zweiten Teil von Engels „Philosophen für die Welt“. Außerdem

finden sich nur noch drei kleine Aufsätze in den „Königsbergischen gelehrten und politischen Zeitungen“ aus den Jahren 1776—78, die das Basedowsche Philanthropin in Dessau betreffen, von denen indes auch nur der eine aus dem Jahre 1777 als von Kant herrührend allgemein anerkannt wird, die beiden andern noch bestritten sind. Er selbst gibt in einem Briefe vom 24. November dieses Jahres 1776 an den Arzt und Popularphilosophen Dr. Markus Herz in Berlin zu, daß er von allen Seiten Vorwürfe wegen seiner Untätigkeit empfangt, darin er seit langer Zeit zu sein scheine; er erklärt aber zugleich, daß er doch im Rückblick auf die letzten Jahre sagen könne, er sei wirklich niemals systematischer und anhaltender beschäftigt gewesen. Eine Arbeit beschäftigt ihn unaufhörlich, so sehr, daß er sie durch keine Veränderung, mochte sie auch eine Verbesserung seiner Lage bedeuten, unterbrechen will. Es wurde nämlich durch den am 21. Juni 1777 erfolgten Tod G. Fr. Meiers, den wir ein Jahr zuvor (15. April 1775) auch in Soermans' Stammbuch eingezeichnet gefunden haben, der philosophische Lehrstuhl in Halle erledigt, und der Minister v. Zedlitz wünschte aufs lebhafteste, diese erste philosophische Professur Preussens — denn Halle war damals die bedeutendste preussische Universität — mit Kant wieder zu besetzen. Aber obwohl er selbst zweimal brieflich an Kant die dringendsten Vorstellungen richtete und ihm alle Vorteile einer Übersiedelung nach Halle aufs verlockendste schilderte, so vermochte dennoch weder das bessere Klima noch die verdoppelte Besoldung noch die Aussicht auf einen ungleich größeren Wirkungskreis Kant zu bewegen, die Arbeit, die seine Gedanken damals ganz erfüllte, im Stiche zu lassen. Es sind die Gedanken, die er in jener Inauguraldissertation erst noch unvollkommen ausgesprochen hatte, die er nun in unablässiger Denkerarbeit weiter zu entwickeln sich bemühte, die ihn über Wolfs Rationalismus und den Empirismus und Skeptizismus der Engländer hinweg auf eigenen Bahnen zu einem neuen Ziele, seinem Kritizismus, führten. Immerfort angestrengt denkend, rastlos prüfend, unaufhörlich verbessernd, bereitet er in diesem Jahrzehnt von 1770—80 die großen philosophischen Werke vor, die dann in dem folgenden neunten Jahrzehnt in so rascher Folge erscheinen: am Anfang und Ende die drei Kritiken und dazwischen die anderen grundlegenden Werke. Nennt doch Kant selbst in einem Briefe vom 18. August 1783 an Mendelssohn seine „Kritik der reinen Vernunft“ das Produkt des Nachdenkens von einem Zeitraume von wenigstens zwölf Jahren. So konnte er mit der an ihm bekannten strengen Wahrhaftigkeit gegen sich selbst seinem ehemaligen Schüler eine Lehre ins Stammbuch schreiben, die er auch in jener Zeit scheinbarer Untätigkeit an sich selbst vollauf betätigte:

239

Utendum est aetate. Cito pede labitur aetas. Ovid: [Ars amat. III, 65]

*Memoriae causa scripsit auditori
quondam suo et amico honoratissimo*

Regiomonti.

d. 21. April 1776.

J. Kant

Logic: et Met: Prof: Ord:

h. t. Decanus.

Berlin,

Donnerstag, 18. Juli — Montag, 2. September 1776.

Charlottenburg, Mittwoch, 14. August. — Potsdam, Mittwoch, 28. August.

Berlin war mit seinen 130 000 Einwohnern die zweite Stadt Deutschlands, doch in Rücksicht auf Wissenschaften und Künste die erste. Dazu gaben ihr als Residenz Friedrichs des Großen dessen Ruhm und Siege im siebenjährigen Kriege einen großartigen politischen Hintergrund. Es war der Hauptsitz der Aufklärung und blieb es auch ferner; selbst das Erscheinen des Wöllnerschen Religionsediktes im Juli 1788 unter dem Nachfolger Friedrichs hat an der Sache nichts geändert. Das geistige Leben der gebildeten Kreise bewegte sich auf einem hohen Niveau. Ein reger Austausch der Gedanken fand in den geselligen Zirkeln statt, die allein durch das lebendige Interesse ihrer Mitglieder an Literatur und Wissenschaft, ohne die Protektion eines Augustus oder Mäcenas, zusammengehalten wurden. Gewiss würde auch Goethe, als er 1778 einige Tage im Monat Mai in Berlin verweilte, einen vorteilhafteren Eindruck von Berlin erhalten haben, wenn er in diese Kreise hineingekommen wäre und sich die Stadt nicht bloß von der äußeren Seite angesehen hätte. Berlin besaß in allen Zweigen der Wissenschaft hervorragende Gelehrte; es besaß ausgezeichnete staatliche und private Institute, Kunst- und wissenschaftliche Sammlungen, reichhaltige Bibliotheken, so daß alle Elemente zur Bildung einer Universität vorhanden waren. In Berlin eine Universität zu gründen, daran hatte schon hundert Jahre früher (1667) der Große Kurfürst gedacht; Geld war schon bewilligt, der Stiftungsbrief bereits in lateinischer Sprache abgefaßt und vom Kurfürsten eigenhändig unterschrieben, selbst ihr Name schon festgesetzt — sie sollte heißen: *Universitas Brandenburgica Gentium, scientiarum et artium* — indessen hatte sich das Projekt später wieder aus Mangel an den erforderlichen Geldmitteln zerschlagen. Auch jetzt währte es noch ein volles Menschenalter, ehe eine Universität ins Leben trat, die dann aber auch in kurzer Zeit alle andern überflügeln sollte. Berlin besaß ferner die besten Kanzelredner, die nicht einer einseitigen Richtung folgten, sondern mit voller Freiheit sich das Beste aus den herrschenden Systemen aneigneten. Es besaß endlich die besten Schriftsteller, die zu dem hohen Aufschwunge des deutschen Geistes in dieser Periode wesentlich beitrugen. Einige der berühmtesten Namen finden wir in Soermans' Stammbuch.

Unter allen gelehrten Instituten nahm die Académie Royale des Sciences et Belles Lettres den höchsten Rang ein. Der König war seit dem Ende des siebenjährigen Krieges gleichsam selbst ihr Präsident; er selbst ernannte bis an seinen Tod allein die Mitglieder, die ordentlichen wie die auswärtigen. Dieser Umstand verlieh ihren Diplomen einen höheren Wert und gab ihrem Urteil ein größeres Ansehen. Die Mitglieder mußten, um ihren Verpflichtungen nachkommen zu können, in Berlin oder in der Nähe wohnen; denn wöchentlich fanden Sitzungen statt und mußten Vorträge gehalten werden. Von Inskribenten des Stammbuches gehörten als ordentliche Mitglieder dieser Akademie an: der Oberhofprediger Sack, der Astronom Joh. Bernoulli, der Philosoph Lambert, der Kgl. Bibliothekar Pernety und der Hofprediger Cochius in Potsdam. Nach dem Tode Friedrichs des Großen wurden, noch in seinem Todesjahre selbst, in die Akademie als ordentliche Mitglieder aufgenommen: die beiden Schriftsteller Ramler und Engel, die Oberkonsistorialräte Teller und Silberschlag, von denen der letzte schon 1760 zum auswärtigen Mitglied ernannt worden war. Von anderen auswärtigen Mitgliedern dieser Zeit (1776)

sind uns schon begegnet der Mathematiker Kästner in Göttingen und der Philosoph Meier in Halle; es werden späterhin noch vorkommen der Prediger Schaeffer in Regensburg, der Physiker Adelbulner in Altdorf, der Arzt Leidenfrost und der Mathematiker Schilling in Duisburg. Nach des Königs Tode wurden zu auswärtigen und Ehrenmitgliedern ernannt der Altertumsforscher Heyne in Göttingen, Kant in Königsberg, der Botaniker Jacquin in Wien, Namen, die uns schon in Soermans' Stammbuch begegnet sind; schliesslich noch der Philosoph Eberhard in Halle, den wir unten noch in Charlottenburg antreffen werden.

Ein zweites angesehenes staatliches Institut war das Collegium medico-chirurgicum, von dem später die Rede sein wird.

Von privaten Vereinigungen, die sich die Förderung der Wissenschaft zum Ziel setzten, verdient vor allen die „Gesellschaft naturforschender Freunde“ genannt zu werden, die sich i. J. 1773 nach dem Muster der 1743 in Danzig begründeten naturforschenden Gesellschaft gebildet hatte und die noch heutigen Tages besteht. Unter Führung des praktischen Arztes Dr. Friedr. Heinr. Wilh. Martini (1729—78) waren Fachgelehrte und Liebhaber der Naturwissenschaften aller Zweige und Kategorien zusammengetreten zu dem Zwecke: sich gegenseitig die Früchte ihrer Arbeit mitzuteilen, die Freuden an dem wissenschaftlichen Umgange mit der Natur gemeinschaftlich zu geniessen und so sich gegenseitig zu weiteren Forschungen anzuregen. Die Anzahl der Mitglieder wurde auf zwölf festgesetzt; die Versammlungen fanden alle Dienstag bei den Mitgliedern nach einer durchs Los bestimmten Ordnung statt. Die Gesellschaft legte Sammlungen und eine Bibliothek an, gab jährlich einen Band Abhandlungen heraus und stellte auch Preisaufgaben. Als Anerkennung und zur Unterstützung ihrer Wirksamkeit erhielt sie vom Könige Friedrich Wilhelm II. das noch jetzt ihr gehörige Haus in der Französischen Strasse zum Geschenk. Der Verein suchte den Kreis seiner Tätigkeit durch die Wahl auswärtiger Mitglieder zu erweitern, unter denen die Namen Titius, Jacquin und Schiffermüller uns schon in Soermans' Stammbuch begegnet sind und der Nürnberger Privatgelehrte v. Murr, der Erlanger Professor Schreber und der Hanauer Konsistorialrat Bergstraefer noch begegnen werden. Von Berliner Gelehrten gehörten der Arzt Sproegel und der Oberkonsistorialrat Silberschlag dieser Vereinigung an.

Über den Montagsklub, eine andere Privatgesellschaft mit literarischen Interessen, wird weiter unten gehandelt werden.

- In Berlin galt der erste Besuch Soermans' dem Direktor des vereinigten
 142 Berlinischen und Cölnischen Gymnasiums zum Grauen Kloster Büsching (1724—93). Dieser Gelehrte hatte nach einem vielbewegten Wanderleben endlich seit zehn Jahren hier in Berlin, das er schon während seines ersten Aufenthaltes i. J. 1749 als einen „vorzüglich wünschenswürdigen Ort für einen Liebhaber der Wissenschaften und Künste“ schätzen gelernt, die Stätte gefunden, an der er länger als an irgend einem andern Orte vorher bis an sein Lebensende wirksam sein sollte. Von Altona, wo er sich fünfviertel Jahr als Privatgelehrter aufgehalten hatte, war er, der sich in seiner letzten amtlichen Stellung als Prediger der deutschen lutherischen Gemeinde zu St. Petersburg (1761—65) zugleich als ein vorzüglicher Organisator von Schulen bewiesen hatte, unter gleichzeitiger Ernennung zum Oberkonsistorialrat an das infolge der zurückgegangenen Frequenz vereinigte Berlinische und Cölnische Gymnasium berufen worden. Er entfaltete alsbald eine erfolgreiche reformatorische Tätigkeit, durch die er nicht nur für die ihm

unmittelbar unterstellten Anstalten, sondern durch sein Beispiel auch für die übrigen höheren Lehranstalten Berlins Epoche machend wurde und in der er selbst, der Theologe, der nie daran gedacht hatte, ein Schulmann zu werden, die vollkommenste innere Befriedigung fand. Zwei Jahre zuvor (1774) hatte die Anstalt, die nun wieder rasch emporgeblüht war, in Gegenwart von Mitgliedern des Königshauses, der königlichen und städtischen Behörden, in rühmlichster Weise ihr zweihundertjähriges Stiftungsfest feiern können. Unermüdlich arbeitsam wie in seiner amtlichen, blieb er es ferner auch in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, namentlich in seinem Lieblingsfache, der Geographie. Zwar an seinem ersten Hauptwerke, durch das er seinen Ruf als Geograph begründet hatte, der „Neuen Erdbeschreibung“, hat er seit seiner Übersiedelung nach Berlin nicht weiter gearbeitet; es ist nach seinem Tode von andern fortgesetzt worden. Aber zwei andere weitangelegte Werke hatte er zu dieser Zeit unter den Händen, an denen er bis zu jener schweren Krankheit fortarbeitete, von der er fünf Jahre vor seinem Tode befallen wurde: 1) Magazin für die neue Historie und Geographie, 22 Teile, und 2) Wöchentliche Nachrichten von neuen Landkarten, geographischen, statistischen und historischen Büchern, 15 Jahrgänge. Dieses letzte, ein kritisches Blatt, war wie jene „Neue Erdbeschreibung“ ein Werk, das einzig in seiner Art war und es für längere Zeit blieb. Vor seiner Niederlassung in Berlin war Büsching vom Schicksal mannigfach in der Welt umhergetrieben worden, war viel und weit, zu Wasser und zu Lande gereist, war nach Kopenhagen und zweimal nach St. Petersburg zu längerem Aufenthalt gekommen; seinen fast 27jährigen Aufenthalt in Berlin unterbrach er jedoch nur durch fünf kleine Reisen innerhalb der Grenzen der Mark. Eine davon hatte er im Jahre vorher (1775) nach Reckahn bei Brandenburg zu dem Domherrn Friedr. Eberh. v. Rochow, dem Volksfreunde, unternommen, der in seinen Bestrebungen für Verbesserung des Volksschulunterrichts i. J. 1772 in jenem Dorfe, seinem Gutsbezirke, nach seinen Ideen eine Lehranstalt für die Kinder seiner Bauern gegründet hatte, die in der Folge eine Musteranstalt für die Ausbildung des Volksschulwesens geworden ist. Die nächste Reise (i. J. 1779) ging nach Kyritz in der Prignitz. Beide Reisen hat Büsching in besonderen Schriften beschrieben, in denen er eine Menge für die Staatswissenschaft wichtiger Bemerkungen niedergelegt hat, jene erste Reise, die fünf Tage währte, in einem Buche von 332 Seiten (es ward noch eine zweite „stark vermehrte Ausgabe“ nötig), und die zweite, eine siebentägige, in einem Buche von 560 Seiten. — Er hat sich auf der Rückseite des Blattes, auf dem sich Basedow ein Jahr zuvor in Dessau eingetragen hatte, folgendermaßen eingeschrieben:

142

Glücklicher Mann! der die Wahrheit so liebet, und nach seiner Erkenntniß derselben, so frey und ungeschadet von derselben reden und schreiben darf, als Basedow. Solcher Freyörter, dergleichen Altona und Dessau sind, giebt es nicht viele: wer aber an einer derselben, oder auch zu Berlin, seine Sicherheit und Ruhe gefunden hat, der hat nicht nöthig die glückliche Insel zu suchen, nach welcher sich der hochachtungswürdige Basedow ohne Ursach sehnet.

Anton Friderich Büsching
Berlin am 18 Jul. 1776.

Beide Männer hatte das Schicksal zweimal einander nahe gebracht; das erste Mal, als Büsching im Herbst 1752 seinen Zögling, einen jungen Grafen v. Lynar, auf die Ritterakademie in Sorø begleitete und dann bis 1754 seinen Aufenthalt in Kopenhagen nahm, und Basedow i. J. 1753 eine Professur an jener Anstalt erhielt; das zweite Mal, als Büsching nach seiner Rückkehr von seinem zweiten Aufenthalt in St. Petersburg bis zu seiner Berufung nach Berlin $1\frac{1}{4}$ Jahr von Juli 1765 bis Oktober 1766 in Altona zubrachte, wohin Basedow schon 1761 von Sorø gegangen war. Indessen sind sie nicht in persönliche Berührung gekommen.

Mit Büsching war eng befreundet der Oberkonsistorialrat und Propst zu Berlin, 124 Spalding (1714—1804), den Soermans am nächsten Tage besuchte. Spalding hatte für Büschings Berufung gewirkt, als er i. J. 1765 im Auftrage des Staats- und Justizministers Ernst Fridemann v. Münchhausen zusammen mit dem Oberkonsistorial-Präsidenten v. Keffenbrink und dem Bürgermeister Diterich eine Untersuchung des Zustandes der Berliner Gymnasien vorzunehmen und Vorschläge zu ihrer Verbesserung zu machen hatte. Er war geistlicher Ephorus des Gymnasiums zum Grauen Kloster und hielt auch bei der 200jährigen Stiftungsfeier des Gymnasiums die Festpredigt in der Klosterkirche. — Spalding war nach Berlin gekommen im Jahre 1764 von Barth in Schwedisch-Vorpommern, wo er zur Zeit des siebenjährigen Krieges Prediger und Präpositus war, und wo sich Lavater mit zwei andern jungen Freunden, als sie aus politischen Gründen ihre schweizerische Heimat meiden mußten, fast ein Jahr lang bei ihm aufgehalten hatte; für sie alle endete mit Spaldings Berufung nach Berlin auch ihr dortiger Aufenthalt. Und zwar war Spaldings Berufung auf Betrieb des später aufzuführenden Predigers Diterich an der Marienkirche — denn auch diese Kirche gehörte zum Amtskreise des Propstes zu Berlin — eines Mannes von gleicher Geistesrichtung, erfolgt. Als einen Anhänger der Aufklärung hatte sich Spalding namentlich in seinem vielgerühmten Buche „Gedanken über den Wert der Gefühle in dem Christentum, 1761,“ bewiesen. Diesen Standpunkt behauptete er mit großer Festigkeit bis an sein Lebensende, so daß er, als beim Erscheinen des Wöllnerschen Religionsediktes er zusammen mit den anderen Räten des Oberkonsistoriums eine Vorstellung dagegen erhob, aber nicht durchdringen konnte, noch in demselben Jahre sein Amt niederlegte. Vor kurzem, i. J. 1772, war seine Schrift „Über die Nutzbarkeit des Predigtamts und deren Beförderung“ erschienen, die Herders bittere Gegenschrift „An Prediger, funfzehn Provinzialblätter, 1774“ hervorrief. Die Entfremdung, die infolge davon zwischen beiden Männern eintrat, glich sich später wieder aus. Einen weitreichenden Einfluß übte Spalding durch seine geistlichen Reden, so daß er der „Erbauer seiner Zeitgenossen“ genannt wurde, wie ja auch Goethe während seines kurzen Aufenthalts in Berlin es nicht unterliefs, eine Predigt Spaldings anzuhören. Jetzt seit einem Jahre lebte Spalding in dritter Ehe verheiratet mit der sechsundzwanzigjährigen Tochter des seiner Zeit berühmten und bei den Fachgelehrten durch die Glandulae Lieberkuehnianae noch heute wohl bekannten Berliner Arztes Joh. Nathanael Lieberkühn (1711—56), mit der er sich in seinem 60. Lebensjahre verbunden hatte und die ihn nur um wenige Monate überleben sollte. Seine Wohnung befand sich in der Propstei gegenüber der Nicolaikirche. Er hat sich in Soermans' Stammbuch unmittelbar hinter Semler, dem Haupte des Rationalismus und dem persönlichen Freunde Spaldings sowie der andern Berliner Aufklärungstheologen, auf der Rückseite des Blattes, auf dem jener sich im Jahre zuvor in Halle eingeschrieben hatte, mit einem Spruche aus Hiob 28, 28 eingetragen:

Die Furcht des Herrn das ist Weisheit, und
meiden das Böse, das ist Verstand.

Berlin, am 19 Julius
1776

Zum freundschaftlichen Andenken
von
Joh. Joach. Spalding.

Auf dem nächsten Blatte zeichnete sich hinter Spalding der erste Hof- und Dom-
prediger Aug. Friedr. Wilh. Sack (1703—1786) ein. Mit ihm war Spalding seit dem 126
Jahre 1745 befreundet, in welchem er ihn bei seinem ersten kurzen Aufenthalte in Berlin
kennen lernte, seit dem J. 1770 auch verwandt, indem seine einzige, aus erster Ehe
stammende Tochter mit Sack's ältestem Sohne verheiratet war, der damals noch Prediger
in Magdeburg war, im nächsten Jahre aber (1777) ebenfalls Hofprediger in Berlin wurde.
Sack hatte schon durch die Art seiner Universitätsstudien, indem er das der Theologie
mit dem der Naturwissenschaften verband, sich früh einen freien Standpunkt, gleich weit
von der strengen Orthodoxie wie von der Freigeisterei, angeeignet; er drang auf
praktische Betätigung der Frömmigkeit. In der Geschichte der protestantischen Kanzel-
beredsamkeit machte er Epoche dadurch, daß er gelehrten Wortkram, theologische Spitz-
findigkeiten, Spielereien des Witzes und trockene Untersuchungen vermied und auf einen
einfachen, geschmackvollen Vortrag hielt. Im Jahre 1740 war er von Magdeburg her,
wo er erster Prediger der reformierten Gemeinde war, noch vom Könige Friedrich
Wilhelm I. als Hofprediger nach Berlin berufen worden. Aber infolge des inzwischen
eingetretenen Thronwechsels wurde er erst von Friedrich dem Großen in sein Amt ein-
gesetzt, durch dessen ganze Regierungszeit sich seine Wirksamkeit erstreckte; er starb
im April 1786, vier Monate vor dem Könige. Bei der königlichen Familie stand er in
hohem Ansehen. Als der Hof während des siebenjährigen Krieges nach Magdeburg
übersiedelte, folgte Sack dorthin, da ihm die Unterweisung der königlichen Prinzen an-
vertraut war. Zu seinen Zöglingen gehörte auch der Thronfolger, der spätere König
Friedrich Wilhelm II., den er auch noch im Januar 1762 konfirmierte, ehe er zur Armee
nach Schlesien abging. Mit großer Gewissenhaftigkeit hatte sich Sack seiner Aufgabe
unterzogen und den jungen Prinzen mit sittlich ernstem Geiste zu erfüllen gesucht;
freilich erwies sich später die sinnliche Natur des Prinzen als stärker. Als im Jahre
1769 die Ehescheidung des Kronprinzen von seiner ersten Gemahlin Elisabeth Christine
von Braunschweig stattfand, waren Sack und Spalding die beiden Oberkonsistorialräte,
die auf des Königs Befehl zusammen mit zwei Obertribunalsräten zu den Beratungen der
Minister des auswärtigen und des Justizdepartements hinzugezogen wurden. Sack war
auch Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften, und zwar war er bei ihrer
Erneuerung i. J. 1744 in die physikalische Klasse derselben aufgenommen worden. Zu
dieser Zeit (1776) zählte er, da er schon über 25 Jahre Mitglied war, zu den „Vete-
ranen“. Diese waren von gewissen Verpflichtungen, wie z. B. von der Einreichung von
Abhandlungen, entbunden, blieben aber noch im Genusse der Pensionen und Vorrechte.
Er wohnte in einem eigenen Hause in der „Letzten Strafe“. Dies ist die heutige
Dorotheenstraße, in dem damaligen Berlin in Wahrheit die letzte Strafe, nämlich von

den Linden nach der Spree hin gerechnet (Linden, Mittelstrafse, Letzte Strafse). — Seine
Einschrift lautet:

126

Nihil movebit sapiens in sacris.

Cic.

in memoriam sui adscr.

Berol. d. 23 Jul: 1776.

A. F. W. Sack.

Das Citat findet sich in obiger Form bei Cicero nicht; Anklänge enthalten Stellen wie De legibus II, 47: de sacris . . . haec sit una sententia, ut conserventur semper et . . . perpetua sind [sacra] und De leg. II, 22: sacra privata perpetua manento.

Das östliche Ende der Letzten Strafse stiefs auf die zur Akademie gehörigen Gebäude, die im letzten Winter vor wenigen Wochen abgebrochen worden sind. Eines davon, der grofse viereckige Turm in der Mitte, diente als Sternwarte und war die
235 Arbeitsstätte des Astronomen Johann Bernoulli (1744—1807), den Soermans am folgenden Tage aufsuchte. Bernoulli gehörte der berühmten Baseler Gelehrtenfamilie an, in der die Beschäftigung mit den mathematischen Wissenschaften das Erbteil aller Mitglieder schon mehrere Generationen hindurch gewesen war. Abweichend von dieser Tradition hatte sich jener Johann Bernoulli, nachdem er mit 13½ Jahren Magister geworden war, auf den Wunsch seines Vaters dem Studium der Rechte zugewandt und darin im Mai 1763 die Licentiatenwürde erlangt. Indessen hatte er daneben die mathematischen und astronomischen Studien fortgesetzt, und die angestammte Neigung für diese Wissenschaft gewann nun wieder die Oberhand. In eben jenem Jahre 1763, dem neunzehnten seines Lebens, wurde er, sobald Friedrich der Grofse nach Beendigung des siebenjährigen Krieges seine Sorge wieder der Akademie zuwenden konnte, als Mitglied der mathematischen Klasse nach Berlin berufen. Als nun auch die während des Krieges etwas vernachlässigte Sternwarte wieder neu eingerichtet wurde, erhielt er 1767 als Zweiundzwanzigjähriger das Amt des Direktors derselben. Aber die Unvorsichtigkeit, die er beging, indem er die neu gebaute Wohnung zu früh bezog, brachte ihm eine heftige Krankheit, von der in seinem ganzen Leben nicht mehr völlig genas; es blieb eine gewisse Kränklichkeit und Schwerhörigkeit zurück. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit erhielt er wiederholt Urlaub, den er zu Reisen in wärmere Gegenden verwandte. Schon damals, als er dem Rufe nach Berlin folgte, richtete er seine Reise von Basel aus so ein, dafs er auf einem Umwege durch Frankreich und Holland dahin gelangte. Jetzt (1769) nahm er von Berlin aus seinen Weg zunächst nach England, wo er fünf Monate verweilte, dann nach Paris, indem er überall mit Gelehrten in Verbindung trat und die astronomischen Anstalten besuchte; zuletzt weilte er noch einige Monate in seiner Vaterstadt Basel. Leider blieb der gehoffte Erfolg aus. Zwar arbeitete Bernoulli in dem Fache der Astronomie als Schriftsteller sehr fleifsig und verfafste durch das ganze folgende Jahrzehnt eine Reihe bedeutender astronomischer Werke; aber seine praktische Tätigkeit wurde durch seine Kränklichkeit sehr gehemmt. Daher wurde auf Betrieb Lamberts, dem wir später begegnen werden, der junge Elert Bode aus Hamburg i. J. 1772 zur Unterstützung Bernoullis berufen. Es folgten nun andere gröfsere Reisen; so eine, die er in einem dreibändigen Werke: Lettres sur différents sujets, écrites pendant le cours

d'un voyage par l'Allemagne, la Suisse, la France méridionale et l'Italie en 1774 et 1775 beschrieben hat, und die ihn bis Florenz und Rom führte. Eine andere Reise unternahm er in dem auf Soermans' Besuch folgenden Jahre 1777 nach dessen Vaterstadt Danzig, von wo er nach einem vierzehntägigen Aufenthalt über Colberg und Stettin nach Berlin zurückkehrte. Nachdem er im nächsten Jahre abermals Danzig besucht hatte, setzte er von dort aus seine Reise nach Königsberg und St. Petersburg fort. Auch diese Reise hat er in dem sechsbändigen Werke: „Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preussen, Curland, Rußland und Polen, 1779—80,“ beschrieben. Immer mehr trat bei Bernoulli das Interesse für die Geographie in den Vordergrund, das sich auch darin kund gab, daß er fortan auch Sammlungen und Übersetzungen von Reisebeschreibungen herausgab: „Sammlungen kurzer Reisebeschreibungen“ 1782—87 in 18 Bänden, und „Archiv zur neueren Geschichte, Geographie, Natur und Menschenkenntnis“ 1783—88 in 8 Bänden. So war es ganz natürlich, daß bei der Neuordnung der Akademie nach dem Tode Friedrichs des Großen an Bernoullis Statt Bode zum Direktor der Sternwarte ernannt und ihm allein ihre Leitung anvertraut wurde. Dagegen wurde Bernoulli 1792 eine neue Ehrung dadurch zu Teil, daß ihm die Direktorstelle der mathematischen Klasse in der Akademie übertragen wurde. — Seine Einschrift lautet:

235

Eternal Wisdom! — — — — —

Place me on the bright wings of day

To travel with the sun;

With what amaze shall I survey

The wonders thou hast done?

*Another great lover of travelling¹⁾
begs the favour of M^r. de Soermans
to remember sometimes his
most obed^t. humble servant*

Berlin July 24th. 1776.

J^m. Bernoulli

Astronomer Royal at Berlin.

¹⁾ Mit diesen Worten bezieht sich Bernoulli auf die gegenüberstehende Einschrift:

234

Incenditque animum famae venientis amore [Vergil. Aen. VI, 889]

*A great lover of travelling myself
& an admirer of it in those who
travel for the sake of improving
themselves & their fellow creatures,
I wish you every success which so
laudable a scheme as yours
deserves & which is guided by
the famae venientis amore.*

Vienna Dec. 3:

1775——

Charles Ernest His Britannick

Maj^{ty} Chargé d'affaires of the Imp. C^t.

Am nächsten Tage, Donnerstag, den 25. Juli, besuchte Soermans den Propst zu
 132 Cöln an der Spree und ersten Prediger an der Petrikirche Wilh. Abr. Teller (1734—1804),
 der seine Wohnung in der Brüderstrafse in der Propstei der Petrikirche hatte; drei
 Häuser davon entfernt wohnte Friedrich Nicolai. Er war aus Leipzig gebürtig, wo er
 sich mit einer geb. Börner, einer Ziehschwester von Chr. F. Weifse's Gattin (dessen Ein-
 schrift vom 22. Mai 1775 wir im ersten Teil S. 31 mitgeteilt haben) vermählt hatte;
 beide, Weifse und Teller, hatten zusammen an demselben Tage, 1. Juni 1763, ihre Hoch-
 zeit gefeiert. Von Helmstädt aus war er auf Vorschlag jenes Predigers Diterich, der
 auch Spaldings Berufung bewirkt hatte, durch Vermittelung Nicolai's, mit dem Teller als
 Mitarbeiter an dessen „Allgemeiner Deutscher Bibliothek“ von ihrem Anfange an in
 Verbindung stand, i. J. 1767 nach Berlin berufen worden. Dort in Helmstädt hatte er
 in der Stellung eines Generalsuperintendenten und ordentlichen Professors der Theologie
 an der Universität, die er in dem jungen Alter von 27 Jahren erhalten hatte, durch sein
 „Lehrbuch des christlichen Glaubens, 1764“, in welchem er mit Verwerfung der ganzen
 alten scholastischen Dogmatik aus der Bibel allein durch eine „vernünftige“ Exegese den
 wahren christlichen Lehrbegriff herzustellen versuchte, einen Sturm der gesamten Ortho-
 doxie gegen sich hervorgerufen. Auch der oben aufgeführte Königsberger Professor
 Lilienthal liefs sich in seinem Programma de ea, quam Gu. Abr. Tellerus adhibuit Theo-
 logiam Dogmaticam tradendi methodo, 1766, zu dem Streite vernehmen. In Kursachsen
 wurde das Buch verboten mit Konfiskation aller vorgefundenen Exemplare; der eigene
 Bruder, Joh. Friedr. Teller, Prediger zu Zeitz, verdamnte ihn in einer besonderen Schrift:
 „Abgenöthigte Kritik über seines Bruders Lehrbuch des christlichen Glaubens, 1764;
 Anhang dazu 1766“. In Helmstädt selbst verschrien ihn zwei Doktoren der Theologie
 als Ketzer; der Magistrat beantragte beim Ministerium in Braunschweig seine Absetzung
 schon aus dem Grunde, dafs aus Furcht vor seiner heterodoxen Lehre weniger Studenten
 nach Helmstädt kommen und damit die Stadt eines wichtigen Nahrungszweiges verlustig
 gehen würde. Aber in Berlin gereichte zu der „Zeit der schönsten Blüte der schönen
 Regierungszeit Friedrichs des Grofsen“ seine Freimütigkeit ihm gerade zur Empfehlung,
 so dafs man „die Gelegenheit ergriff, den preussischen Staaten einen so verdienstvollen
 Mann zu erwerben“. Er war zugleich ins Oberkonsistorium berufen worden. In
 dieser obersten geistlichen Behörde der preussischen Monarchie traf er sich unter dem
 Vorsitze der Minister v. Münchhausen und v. Zedlitz mit Sack, Spalding, Büsching, bald
 nachher auch (1770) mit Diterich. In Gemeinschaft mit diesen gleichgesinnten Männern
 wirkte er eifrig und allezeit schlagfertig für die Ideen und Ziele der Aufklärung, und
 vermöge seiner Lebhaftigkeit war er, bei weitem der jüngste, die bewegende Kraft von
 allem. Von den Schriften, die in Berlin erschienen, erzielte eine besonders nachhaltige
 Wirkung sein „Wörterbuch des Neuen Testaments zur Erklärung der christlichen Lehre,
 1772,“ in dem „die fremdartigen und jüdischen lokalen Ausdrücke im Neuen Testamente
 in jetzt übliche, deutliche, und daher gemeinverständliche Redensarten aufgelöset sind“. Auch
 diesem Buche, von dem Teller noch während seines Lebens sechs Auflagen ver-
 anstalten mußte, setzte wiederum sein Bruder ein anderes Wörterbuch des Neuen Testa-
 ments 1775 entgegen. Als das Wöllnersche Edikt erschien, beteiligte er sich natürlich
 auch an dem Protest der übrigen Konsistorialräte. Er wich auch nicht, weder von seiner
 Überzeugung noch von seinem Posten. Noch in demselben Jahre veröffentlichte er bei

Gelegenheit einer Introduktionspredigt eine Schrift: „Wohlgemeinte Erinnerungen an ausgemachte, aber doch leicht zu vergessende Wahrheiten, auf Veranlassung des Königlichen Edikts, die Religionsverfassung in den preussischen Staaten betreffend“. Er bewahrte seine Standhaftigkeit, als 1792 infolge eines ungerechten und schimpflichen Verfahrens, durch einen Machtspruch seine dreimonatliche Suspension vom Amte mit gleichzeitiger Entziehung des Gehalts verfügt wurde. Um so kränkender wurde diese Mafsregel, als das Geld zum Bau des Irrenhauses verwendet werden sollte, weil er das Kammergericht, das sein Votum gefordert hatte, durch dasselbe irre geführt hätte. Er harrete aus, obgleich ihm in dieser bedrängten Lage auf eine sehr edle Art seine vorige Stelle in Helmstädt wieder angeboten wurde. Dem Minister Wöllner aber, der ihm diese Verfolgungen bereitet hatte, hielt er später nach dessen Tode in der Akademie, in die sie beide zugleich in derselben Sitzung vom 30. Nov. 1786 aufgenommen worden waren, in edler Selbstverleugnung die übliche Gedächtnisrede. — Er hat sich folgendermassen in das Stammbuch eingetragen:

132

Wahrheit suchen ist Weisheit, sie finden Glückseligkeit,
aber sie zum allgemeinen Wohlwollen bey sich und
andern anwenden ist mehr denn beydes.

schriebs zur Empfehlung
seines Andenkens bey
Wilhelm Abraham Teller
Berlin. am 25. Jul. 76.

In der Nachbarschaft des Wiener Ehepaares v. Pernet finden wir folgende
Einschrift:

274

Humani à me nihil alienum puto.

Terent. Heautontim.

Act. 1. Sc. 1.

*Honore, dit Phocylide, également l'étranger et le concitoyen; car
nous sommes tous des voyageurs sur la Terre.*

Memoriae causâ scripsit

à Berlin le 30. Juillet 1776.

Antoin. — Joseph. de Pernety

*Abbé de l'Abbaye de Bürgel, Membre des
Académies Royales des Sciences et belles Lettres
de Prusse, et de Florence, et Bibliothécaire de
Sa Majesté Prussienne.*

Für die Stelle eines königlichen Bibliothekars, die dieser Mann jetzt bekleidete, war ursprünglich (1765) vom Könige Friedrich II. Winckelmann, der damals in Rom weilte, in Aussicht genommen worden; indessen als die Verhandlungen mit ihm scheiterten, hatte der König i. J. 1767 diesen Pernety aus Paris kommen lassen, von dem i. J. 1758

eine Schrift erschienen war: *Les fables égyptiennes et grecques, dévoilées et reduites au même principe, avec une explication des hiéroglyphes et de la guerre de Troie*. Er war ein Benediktiner, und zwar gehörte er der Kongregation von St. Maurus an, die, begründet 1618 und blühend bis zu ihrem Untergang durch die französische Revolution, alle anderen Kongregationen jenes durch seine wissenschaftlichen Bestrebungen ausgezeichneten Ordens in dieser Hinsicht noch weit überragte, unter ihren Mitgliedern Gelehrte ersten Ranges zählte und Werke von unvergleichlichem und unvergänglichem Werte schuf. Das Kloster St. Germain des Prés bei Paris, aus dem Pernety hervorging, war das angesehenste dieser Kongregation; es besaß eine Bibliothek von 8000 Manuskripten und 60 000 Druckwerken; in ihm residierte auch der Generalsuperior der Kongregation. Pernety hatte in den Jahren 1762–64 als Schiffsprediger den berühmten französischen Seefahrer Louis Antoine Grafen v. Bougainville auf einer Fahrt nach den Falklandsinseln begleitet, die jener zum Zwecke von Kolonisationsversuchen auf der bis dahin unbewohnten Inselgruppe unternahm. Von dieser Reise hat Pernety gleich im Anfange seines Aufenthaltes in Berlin eine Beschreibung geliefert: *Journal historique du voyage fait aux îles Malouines et au détroit de Magellan, 1769*. Im nächsten Jahre nach seiner Ankunft in Berlin wurde er vom Könige auch zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt und bezog fortan ein Gehalt von 1000 Talern, das dasjenige der andern Mitglieder z. T. weit überstieg und nur dem des Direktors Lagrange nachstand, der 1700 Taler erhielt. Nichtsdestoweniger soll nach einer Erzählung Thiébault's, eines andern Mitgliedes der Akademie, der mit Pernety in Berlin sehr freundschaftlich verkehrte (in seinen *Souvenirs d'un séjour de vingt ans à Berlin*) Pernety's Berufung nach Berlin auf einer Verwechslung beruht haben. Der König hätte einen andern, Jacob Pernety, Kanonikus zu Lyon, im Sinne gehabt, dessen 1748 erschienene *Lettres philosophiques sur les physionomies* ihm sehr gefallen hatten. Übrigens waren die beiden Pernety mit einander verwandt: der Benediktiner aus Paris war ein Neffe des Kanonikus in Lyon. Nach desselben Thiébault's Urteil ist Pernety's Wissen bei allem Umfange doch nur eine rudis indigestaque moles gewesen, und weder in der Akademie noch in der Verwaltung der Königlichen Bibliothek hat Pernety's Tätigkeit irgendwie nennenswerte Spuren hinterlassen. Er blieb in des Königs Diensten bis zum Jahre 1783, wo ihm auf sein Ansuchen seine Entlassung erteilt wurde. Diese soll ihren eigentlichen Grund in seiner Hinnegung zu den mystischen Spekulationen des schwedischen Theosophen Emanuel Swedenborg gehabt haben, von dessen Schriften er in der Tat noch während des letzten Jahres seines Berliner Aufenthaltes französische Übersetzungen geliefert hat, gegen den Kant aber schon 1766 seine Schrift „*Träume eines Geistersehers*“ gerichtet hatte. Aus Berlin soll ihn vollends die Furcht verscheucht haben, daß die Weissagungen des Superintenden Ziehen von dem bevorstehenden Ende der Welt in der protestantischen Mark Brandenburg wirklich in Erfüllung gehen könnten. Er begab sich nach Frankreich zurück, wo er immer mehr sich in die Wissenschaft der Magie vertieft zu haben scheint. Während der Revolution, wo 42 Ordensbrüder seiner Kongregation, darunter der Generalsuperior Anton Chevreux, auf dem Schafotte starben, wurde auch er ins Gefängnis gesetzt. Er starb i. J. 1801 im Alter von 85 Jahren. — Seine Wohnung in Berlin befand sich „in der Burgstrafse, bei der Post am Wasser“. Die alte Post lag in der Königsstrafse rechts von der Langen- oder Kurfürstenbrücke und erstreckte sich von der

Burg- bis zur Poststraße; also lag die Wohnung gegenüber dem heutigen Königl. Marstalle. Die Königl. Bibliothek aber befand sich zu dieser Zeit noch an der ersten Stelle, die ihr vom Großen Kurfürsten i. J. 1661 angewiesen worden war: in dem Flügel des Königl. Schlosses an der Spree über der Schloßapotheke. Der Bau des jetzigen Gebäudes der Königl. Bibliothek am Opernplatz wurde erst im Jahre 1775 angefangen. — In der obigen Einschrift nennt er sich Abt der Abtei Bürgel. Bürgel ist das durch seine Töpfereien bekannte evangelische Städtchen im Großherzogtum Sachsen-Weimar, östlich von Jena, in dessen Nähe das Dörfchen Thalbürgel liegt, wo 1133 eine Benediktiner-Abtei gegründet, aber 1526 infolge der Reformation wieder aufgehoben wurde. Friedrich Nicolai sagt darüber in der Beschreibung seiner Reise vom Jahre 1781: „Von diesem Orte ist der ehemalige Königl. Bibliothekar, Herr Pernety, Abt in partibus infidelium, welcher sehr leicht durch Bürgel reisen könnte, ohne zu merken, daß er in seiner Abtei wäre, so wie sich die Töpfer in Bürgel wohl nicht träumen lassen, daß sie noch einen Abt haben.“ — Der aus Terentius' *Heautontimorumenos* zitierte Vers lautet korrekt: *Homo sum: humani nil a me alienum puto.*

Das angeführte zweite Zitat stammt aus dem einst von den Tironen des Griechischen viel traktierten, c. 200 Verse zählenden *Ποίημα νουσθετικόν*, das unter dem Namen des alten Elegikers Phocylides aus Milet um 540 v. Chr. geht, aber von Jak. Bernays: „Über das Phokylideische Gedicht, 1856“ als das Werk eines alexandrinischen Juden erwiesen worden ist. Die Stelle lautet bei Th. Bergk, *Poetae Lyrici Graeci*:

*Ἔστωσαν δ' ὁμότιμοι ἐπήλυδες ἐν πολήταις·
πάντες γὰρ πενήης πειρώμεθα τῆς πολυπλάγκτου·
χώρη δ' οὔτι βέβαιον ἔχει πέδον ἀνθρώποισιν.*

Bernays setzt im zweiten Verse *ξενίης* für *πενίης*. Diese Lesart wandte schon der Magister Joh. Ad. Schier in seiner Leipziger Ausgabe vom J. 1751 an und übersetzte darnach — denn die Gelehrten, namentlich Schulleiter, veranstalteten unaufhörlich neue Ausgaben des Gedichtes und wetteiferten in Paraphrasen, Kommentaren und möglichst wörtlichen Übersetzungen —

*Sint in pari honore advenae cum civibus.
Omnes enim peregrinationem experimur vagam.
Terra nullum constantem habet locum hominibus.*

Donnerstag, den 1. August, besuchte Soermans Johann Heinrich Lambert 88 (1728—77). Dieser allumfassende Geist, der einem Leibniz gleichzustellen war, der Christian Wolff weit überragte, den Kant selbst für das größte Genie Deutschlands erklärte (in einem Briefe aus dem Jahre 1770), lebte seit 1764 in Berlin. Schon 20 Jahre früher, im Alter von 16 Jahren, hatte er das Theorem gefunden, das noch heute seinen Namen trägt. Er war auf der Durchreise von seiner Schweizer Heimat nach St. Petersburg begriffen, um eine seinen Fähigkeiten angemessene Stellung zu erwerben, als es seinen Landsleuten unter den Berliner Akademikern gelang, ihn hier festzuhalten und beim Könige seine Ernennung zum Mitglied der Akademie zu erwirken. Dieser scharf-

und tiefsinnige Denker, dessen rastlos arbeitender Geist stets in den höchsten und fernsten Regionen weilte und mit den schwersten Problemen beschäftigt war, besaß bei aller Kenntnis seines eigenen Wertes doch ein kindlich einfaches und harmloses Gemüt. So lautet auch seine Einschrift schlicht und einfach:

88

Bleib Dir im Glück und Unglück gleich,
Nicht stolz wenn jenes lacht, nicht feig wenn dieses drückt.

Berlin

Memoriae ergo adposuit

1. Aug. 1776.

J. H. Lambert.

Er starb schon am 25. September des nächsten Jahres, kaum 49 Jahre alt, infolge geistiger Überanstrengung. Sein Landsmann Joh. Bernoulli gab seinen „Deutschen gelehrten Briefwechsel“ heraus, der fünf Bände umfaßt. — Seine Wohnung befand sich „hinter dem neuen Packhof an der Chaussee“. Der Neue Packhof lag an der Stelle, wo jetzt die National-Galerie sich erhebt; die „Chaussee“ führte von der Friedrichsbrücke, damals Pomeranzenbrücke genannt, auf dem linken Ufer der Spree entlang nach der Weidendammer Brücke. Lambert's Wohnhaus stand also etwa an der Stelle des Pergamon- oder des Kaiser-Friedrichs-Museums.

Am Montag, den 5. August, zeichnete sich Moses Mendelssohn in Soermans' 233 Stammbuch ein. Mendelssohn (1729—86), dessen Geburtsstadt Dessau Soermans ein Jahr vorher besucht hatte, lebte hier in Berlin, in das er als ein dreizehnjähriger mittelloser Knabe eingewandert war, als Mitinhaber und Leiter der Bernhard'schen Seidenfabrik, in die er vor zwanzig Jahren als Buchhalter und Korrespondent eingetreten war. Seit Oktober 1763 besaß er das Privilegium eines preussischen „Schutzjuden“ (das ihm der Marquis d'Argens persönlich beim Könige Friedrich II. erwirkt hatte), aber nur für sich und seine Frau Fromet Gugenheim aus Hamburg; für seine Kinder erhielt er es selbst auf ein i. J. 1779 eingereichtes Gesuch noch nicht. Zwar schätzte ihn der König als Schriftsteller hoch; hatte er ihm doch mit Rücksicht auf seine wissenschaftlichen Verdienste die von der Chargenkasse für die Erteilung eines solchen Privilegs verordnungsmäßig verlangten 1000 Rthl. i. J. 1764 erlassen. Man erinnere sich, daß bei der Bewerbung um den von der Berliner Akademie für das Jahr 1763 ausgesetzten Preis, an der sich auch Kant beteiligte, Mendelssohn für seine „Abhandlung über die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften“ den Preis zuerkannt erhielt. Erst nach Mendelssohns Tode wurde vom Nachfolger Friedrichs des Großen seinen Kindern jenes Privilegium erteilt (1787). Mendelssohns Wohnhaus befand sich „in der Spandauer Strafe unweit des goldenen Sterns“; es hat aber dem Durchbruch der Kaiser Wilhelm-Straße weichen müssen. — Soermans' Besuch fällt in die für Mendelssohn unglücklichste, weil in wissenschaftlicher und schriftstellerischer Hinsicht unfruchtbarste Zeit seines Lebens. Er litt noch in körperlicher wie seelischer Beziehung unter den Nachwirkungen des Lavaterschen Bekehrungsversuches. Das Erscheinen seines „Phädon“ i. J. 1767 hatte ihn auf die Höhe seines Ruhms erhoben und ihm einen europäischen Ruf verschafft. In rascher Folge erschienen sowohl die eigenen Ausgaben als auch die Übersetzungen in fremde Sprachen.

Der Kreis seiner Verehrer erweiterte sich; Gelehrte und wer sonst Anspruch auf Bildung machte, unterliefs bei einem Besuche der Hauptstadt nicht, Mendelssohns persönliche Bekanntschaft zu machen. Da (i. J. 1769) erfolgte der schmerzliche Rifs in die Seele des Philosophen durch den übereilten Schritt Lavaters, der in der Vorrede zu seiner Übersetzung von Bonnet's „Philosophischer Untersuchung der Beweise für das Christentum“ eine förmliche Aufforderung an Mendelssohn richtete, Bonnets Beweise für das Christentum zu widerlegen oder selbst zum Christentum überzutreten. Diese Zumutung versetzte Mendelssohn in die peinlichste Verlegenheit, und wenn er auch mit ruhigem und sicherem Takt seine Antwort erteilte und durch Lavaters edlen Sinn und offenherziges Zugeständnis seiner Übereilung sich bald wieder ein würdiges Verhältnis zwischen beiden Männern herstellte, so wurde er doch in unaufhörliche Unruhe versetzt durch die nachfolgenden in aller Öffentlichkeit geführten Kämpfe, indem sich nun neue Streiter von hüben und drüben erhoben und den Streit mit Leidenschaftlichkeit und mit unedlen Waffen fortsetzten. Die Folge all des Ärgers und der Aufregungen für den feinfühligsten und körperlich schwachen Mendelssohn war, dafs er zunächst (im Februar 1771) in eine lebensgefährliche Nervenkrankheit verfiel, und als er davon genas, sich für die folgende Zeit aller geistigen Arbeit enthalten mußte. Und auch in dieser Zeit (1776) waren die Nachwirkungen jener Nervenkrankheit noch so stark, dafs er seine gelehrten Arbeiten auf die Morgenstunden von 5 bis 9 Uhr einschränken mußte. Alles was er als Schriftsteller seit 1770 bis an seinen Tod geleistet hat, ist in diesen vier Morgenstunden niedergeschrieben worden; denn er stand jeden Morgen regelmäfsig um 5 Uhr auf und um 9 Uhr begab er sich in sein Comptoir. In der Zeit von 1771, wo sein in hebräischer Sprache verfafster Kommentar zum Prediger Salomo, bis 1778, wo die „Ritualgesetze der Juden“ erschienen, die er, um einem Befehl der Regierung nachzukommen, auf Veranlassung des damaligen Oberrabbiners verfafste, hat er überhaupt nichts besonders nennenswertes geschrieben. Wielands Aufforderung zur Teilnahme an seiner Zeitschrift, dem „Deutschen Merkur“, hatte er 1773 abgelehnt; nur im zweiten Teil von Engels „Philosoph für die Welt (1777)“ finden sich zwei kurze Stücke von ihm. Zur Kräftigung seiner Gesundheit unternahm er in den Jahren 1773 und 1774 zwei Reisen in das Bad Pyrmont. Auf der letzten, im Juli und August 1774, muß es geschehen sein, wo die Studenten in Göttingen sich abends vor dem Hause, in dem er übernachtete, versammelten und ihn, den berühmten Philosophen, mit Musik begrüßten. Es war das letzte Semester, das Soermans in Göttingen zubrachte, und er könnte ein Zeuge dieses Vorganges gewesen sein. Die Reisen, die Mendelssohn in den folgenden Jahren unternahm, waren eigentlich Geschäftsreisen; sie mußten ihm zugleich zur Erholung dienen, wie er denn in diesem Jahre 1776 eben im Begriff stand, eine solche Reise nach Dresden anzutreten. Schon während seines Streites mit Lavater hatte er, zunächst um einem inneren Bedürfnisse zu genügen, es unternommen, die Psalmen zu übersetzen. Diese Arbeit gewährte ihm Trost und Beruhigung. Sie hat ihm, wie er selbst in der Vorrede zu seiner Ausgabe vom Jahre 1783 sagt, in den zehn Jahren, die er damit beschäftigt war, „viele angenehme Stunden verursacht, so manches Leiden versüßt“. Über die Art seines Arbeitens gibt er uns an derselben Stelle weiter genauere Auskunft: „Ich habe die Psalmen, sagt er, nicht in ihrer Ordnung, nach einander weg, übersetzt; sondern wählte mir einen Psalm, der mir gefiel, der zu der Zeit mit der Lage meines Gemüts über-

einkam, der mich bald durch seine Schönheit, bald durch seine Schwierigkeit, reizte; diesen trug ich im Sinne, bei so mancherlei ungleichartigen Beschäftigungen, mit mir herum, bis ich glaubte, mit dem Geiste meines Dichters so vertraut zu sein, als ich es meiner Fähigkeit nach, werden konnte“. Aus diesem Grunde trug er stets ein Taschenbuch mit leeren Blättern bei sich, in das er in stillen Stunden seine Entwürfe schrieb, die er dann später ausarbeitete. So finden wir ihn auch auf der eben erwähnten Reise nach Dresden beschäftigt. In Baruth, das damals das erste sächsische Städtchen jenseits der preussischen Grenze war, kehrte Mendelssohn bei dem gräflich Solms'schen Oberförster Jung ein, der einst bei einem gelegentlichen Aufenthalt in Berlin den Verfasser des „Phädon“ aufgesucht und ihm das Versprechen abgenommen hatte, ihn einmal im Sommer mit seinem Besuch zu beehren. Hier saß Mendelssohn des Morgens im Garten auf einem Rasensitz und übersetzte Psalmen; den Platz liefs Jung dann zum Andenken durch einen Stein bezeichnen mit der Inschrift: „Sitz des Herrn Moses Mendelssohn am 12. August 1776“. Worte eines Psalmes sind es auch (XXV, 21), die Mendelssohn wählte, als Soermans ihm sein Stammbuch zur Einzeichnung vorlegte. Die Einschrift ist um so bemerkenswerter, als wir aus der Zeit vom Frühjahr 1775 bis Juni 1777 nicht einmal einen Brief von Mendelssohn haben.

233

הם וישר יצרוני

ברלין
כ" מנחם החק"ל:

כתב לכבוד בעל חספ
משה בן רבי מנחם
ולח"ה:

Die Abbreviatur in der letzten Zeile ולח"ה lautet aufgelöst לברכה. Darnach heifs die Einschrift in deutscher Übersetzung:

Treu und Redlichkeit mögen mich behüten (Franz Delitzsch).

(Luther: Schlecht und recht, das behüte mich.

Mendelssohn: Aufrichtig sein, und gerades Wesen

Das behütet mich.)

Berlin

20. des Trost(monat)s. 5536.

Dies schrieb zu Ehren des Besitzers des Buches

Moses Sohn des Rabbi Menachem;

sein [des Vaters] Andenken sei zum Segen.

Der Leser beachte das Wortspiel zwischen dem Namen des Vaters מנחם (Tröster, = Mendel) und dem gleichen Namen des Monats in dem Datum, indem statt des gewöhnlichen אב (Ab) die Bezeichnung מנחם (Trost) gewählt ist. Im Monat Ab aber ist der 9. Tag ausgezeichnet als der verhängnisvollste Tag für die Juden, da an diesem Tage zweimal (586 v. Chr. und 70 n. Chr.) der Tempel und 135 n. Chr. bei ihrem letzten Aufstande gegen die römische Herrschaft unter Bar-Kochba ihre letzte Feste Bethar zerstört wurde, andererseits der 15. als ein Freudentag: das Holzfest, Holztragefest, das zur Erinnerung an die in der Zeit Nehemia's bei der Wiederherstellung des Gottesdienstes im Tempel vom Volke freiwillig übernommene Holzabgabe für den Tempelbedarf (Nehemia 10, 34 und 13, 31) gefeiert wird.

Am folgenden Tage schrieb sich Karl Wilhelm Ramler (1725—98) in Soer- 230
mans Stammbuch ein. Seit 1748 befand sich Ramler in Berlin in fester Anstellung als
Maitre, später Professor der schönen Wissenschaften am „Adlichen Kadettenkorps“, er
bekleidete dieses Amt 42 Jahre lang. Er wohnte in der Neuen Friedrichstraße, in der
auch der König 1775 angefangen hatte, das Gebäude aufführen zu lassen, das das
Kadettenkorps bis zu seiner Übersiedelung nach Grofs-Lichterfelde innegehabt hat.
An seiner Stelle befindet sich jetzt das Königliche Amtsgericht. — Ramler stand in
nahen Beziehungen zu dem Freundschaftsbunde, den einst i. J. 1754 Lessing, Mendels-
sohn und Nicolai geschlossen hatten. Gemeinsam mit Lessing hat er 1759 Logau's Sinn-
gedichte herausgegeben; ihm übertrug Lessing auch noch seine späteren Dichtungen (bis
auf den „Nathan“ 1779) zur kritischen Durchsicht und zur Verbesserung, namentlich
in metrischer Hinsicht. Mendelssohn widmete ihm seine Psalmenübersetzung 1783. In
jenem Jahre 1748 hatte Ramler sich durch die „Ode an den Apollo“ bei der Eröffnung
des neugebauten Opernhauses am Opernplatz zum ersten Mal dem Publikum als Dichter
und zwar in derjenigen Dichtungsgattung bekannt gemacht, durch deren besondere Pflege
ihm von seinen Zeitgenossen der Name „der deutsche Horaz“ zuerkannt worden ist.
Den Höhepunkt seines Ruhmes als Odendichter hatte er in der Zeit des siebenjährigen
Krieges erreicht, und mit der Herausgabe seiner Dichtungen in den „Lyrischen Ge-
dichten, 1772“ hatte er die Periode eigenen dichterischen Schaffens im wesentlichen ab-
geschlossen. Von nun an trat in dem letzten Drittel seines Lebens bei Ramler, der
Dichter und Kritiker zugleich war, die andere Richtung seines Geistes in den Vorder-
grund, indem er als Herausgeber von Anthologien sein kritisches Talent an den Werken
anderer übte, wie bekannt, oft mit großer Willkür und keineswegs immer zum Vorteil
der Dichtungen. Den Anfang darin hatte er bereits 1774 mit der „Lyrischen Blumen-
lese“ gemacht. — Zwar nicht in eben jenem Jahre 1748, wie die Mitglieder wähten,
sondern erst im folgenden war der „Montagsklub“ begründet worden. Von den Mit-
gliedern, die ihn stifteten, war in dieser Zeit Ramler allein noch übrig und zwar be-
kleidete er jetzt das Ehrenamt des Seniors. Dieser Klub, der der Wissenschaft und dem
Frohsinn geweiht war, nahm mit seinen ca. 25 Mitgliedern seiner Zeit in Berlin eine
bedeutsame Stellung ein. Er vereinigte in sich die besten Geister aus allen Ständen
und Berufsarten; die angesehensten Gelehrte und Künstler gehörten ihm an. Lessing
und Nicolai, von denen jener ihm 1752—61 und dieser seit 1756 bis an seinen Tod
(1811) angehörte, hatten ihm sein ganzes Gefüge, sein wissenschaftliches und geselliges
Gepräge gegeben. Alle literarischen Neuigkeiten erregten seine Aufmerksamkeit und
fanden eine ernsthafte und gründliche Besprechung. In der irrthümlichen Annahme, daß
der Klub i. J. 1748 gestiftet worden sei, waren seine Mitglieder im April 1798 im Be-
griff das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens durch eine besondere Feier zu begehen,
als Ramler fünf Tage vor dem Feste am 11. April starb. — Zu seiner Einschrift benutzte
er ein Epigramm aus Logau's Sinngedichten und zwar nach der von ihm und Lessing
1759 besorgten Ausgabe; in der Breslauer Originalausgabe vom Jahre 1654 „Salomons
von Golaw Deutscher Sinn-Getichte Drey Tausend“ findet sich dieses Epigramm in „des
Ersten Tausend Sechstem Hundert“ (= I. Band, Seite 130) unter No. 60 mit der Über-
schrift „Ein Ehrgeitziger“.

Eogau, Singed. I. 60.

Wer viel Ämter will genießen,
Muß in sich viel Gaben wissen;
Oder muß auf Vorthail gehen;
Oder — muß sie nicht verstehen.

Karl Wilh. Ramler
Berlin, den 6. August,
1776.

Ramler schrieb sich auf der Rückseite des Blattes ein, auf dem sich ein Jahr zuvor J. J. Engel in Leipzig eingetragen hatte. Engel, der inzwischen nach Berlin gekommen war, nahm hier als Professor der Moralphilosophie und der schönen Wissenschaften am Joachimsthalschen Gymnasium¹⁾ die gleiche amtliche Stellung wie Ramler am Kadettenkorps ein. Auch war er sogleich in den Montagsklub eingetreten und scheint überhaupt in enger Freundschaft zu Ramler gestanden zu haben. Als Ramler sich unmittelbar hinter Engel in das Stammbuch einscrieb, ahnte er gewiss nicht, daß er alle Ehren, die ihm noch im späteren Leben erteilt wurden, in Gemeinschaft mit Engel erhalten sollte. So ward beiden zugleich die Auszeichnung zu Teil, in der ersten Sitzung, die die Akademie nach Friedrichs des Großen Tode abhielt, am 14. September 1786 zu ihren Mitgliedern erwählt zu werden. Im folgenden Jahre wurden beide zu Direktoren des Königlichen Nationaltheaters ernannt; ihre gemeinschaftliche Leitung desselben währte bis zum Jahre 1793, wo zuerst Engel aus Gesundheitsrücksichten ausschied, während Ramler noch bis 1796 das Amt weiter führte.

- Einem anderen intimen Freunde Nicolais und Mendelssohns begegnen wir in dem
184 nächsten Inscribenten Joh. Aug. Eberhard, Prediger in Charlottenburg. Er hatte 1763 seine Ämter als Konrektor an der Martinischule und Prediger an der Hospitalkirche zum Heiligen Geist in seiner Vaterstadt Halberstadt aufgegeben und war dem späteren Staatsminister Freiherrn von der Horst, bisherigen Kriegs- und Domänenrat an der Halberstädtischen Kammer, als Lehrer seiner Söhne nach Berlin gefolgt, als derselbe als Präsident der Kurmärkischen Kammer dorthin ging. Sehr bald mit Nicolai und durch ihn mit Mendelssohn bekannt, trat er in ein enges Freundschaftsverhältnis zu ihnen und wurde zu ihren wöchentlichen Zusammenkünften hinzugezogen, die sie zum Zwecke philosophischen Gedankenaustausches und geistiger Unterhaltung abhielten. Von dem Wunsche beseelt, wegen der Gelegenheit zu Geistesbildung und zu geselligem Verkehr für immer in Berlin zu bleiben, nahm er i. J. 1768 die Stelle eines Predigers am Arbeitshause²⁾ an, mit der wegen ihrer kärglichen Einkünfte die Predigerstelle in Stralau verbunden war. Jene Stelle nämlich trug ihm bei freier nicht sehr geräumiger Wohnung, freiem

¹⁾ Dieses Gymnasium lag damals noch inmitten Berlins: in der Burgstraße gegenüber dem Dome; die Gebäude erstreckten sich bis zur Heiligen-Geist-Straße hindurch.

²⁾ Dieses Gebäude stand am Alexanderplatz an der Stelle, auf der jetzt das Königliche Polizeipräsidium errichtet ist.

Holz und Licht jährlich nur fünfzig Taler bar ein, diese nur acht Taler. Allerdings war ihm in dem Bestallungsbrieft zugesagt worden, er solle zufolge einer Verordnung des Königs nach zwei Jahren bei Eintritt einer Vakanz zu einer weiteren guten Beförderung vorgeschlagen werden. Als Frucht seiner fortgesetzten theologischen Studien, die sich namentlich auf die Kirchengeschichte und die Kirchenväter bezogen, erschien 1772 seine erste Schrift „Neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden“, die in seinem Leben eine bedeutsame Wendung hervorrufen sollte. Jean François Marmontel hatte in seinem philosophischen Roman *Bélisaire* (1767) die Ansicht ausgesprochen, daß Heiden tugendhaft sein könnten und daß also die verstorbenen tugendhaften Heiden nicht verdammt wären. Wegen dieser und ähnlicher mit großem Freimut vorgetragenen Sätze hatten der Erzbischof von Paris und die Sorbonne ein förmliches Verdammungsurteil über dieses Buch ausgesprochen. Der Prediger Peter Hofstede zu Rotterdam aber hatte zur Beurteilung jenes Buches eine Schrift verfaßt, worin er schon im Titel ankündigte, „die Laster der berühmten Heiden anzuzeigen, zum Beweise, wie unbedachtsam man dieselben ihrer Tugend wegen selig gepriesen,“ und er war darin besonders beflissen, auch die Tugend des Sokrates herabzusetzen. Diese Schrift teilte Nicolai sofort nach ihrem Erscheinen Eberhard als Stoff zu ihren gewohnten wöchentlichen Unterhaltungen mit. Jener Angriff auf die Tugend und Seligkeit der vorzüglichsten Männer des heidnischen Altertums gab Eberhard Veranlassung, alles, was dafür oder dagegen anzuführen ist, zusammenzustellen und auf der Wage der Vernunft und der Bibel unparteiisch gegen einander abzuwägen. Die Untersuchung führte ihn dahin, noch andere Dogmen, wie die Lehre von der Erbsünde, der Genugtuung, den ewigen Strafen u. s. w. hinsichtlich ihrer geschichtlichen Entstehung und ihres wahren Wertes einer scharfsinnigen Kritik zu unterziehen. Mit kühnem Freimute suchte er den Ungrund jener Lehren in einem Buche darzulegen, das er auf Nicolais Anregung verfaßte und für das er mit Bezug auf Hofstedes Verunglimpfung des griechischen Philosophen den Titel „Neue Apologie des Sokrates“ wählte (1772). Eberhards Buch erregte gewaltiges Aufsehen; neben vielem Beifall fand es aber auch entschiedenen Widerspruch, namentlich bei den Theologen, und zwar nicht bloß von seiten der Orthodoxen, sondern auch von seiten der Aufklärer. Ja sogar Lessing, mit dem Eberhard 1768 auf einer Reise nach Hamburg persönlich bekannt geworden war, schien die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen gegen Eberhard in Schutz nehmen zu wollen. Die Berliner Theologen fanden zwar an dem Inhalt des Buches nichts auszusetzen; aber sie nahmen daran Anstofs, daß ein Prediger solche Untersuchungen und mit solchem Resultate anstellte; von einem Laien oder einem Universitätsprofessor hätten sie ein solches Unternehmen gelten lassen. Nun fand man in Eberhards „Wandel“ auch noch anderes anstößig: sein fast täglicher Umgang mit Mendelssohn, mit dem er sich sogar auf offener Straßse sehen liefs, schien sich für einen Prediger nicht zu schicken; warnende Hinweise hatte er mit einem bloßen Lächeln beantwortet. Da Eberhard unter diesen Umständen keine Hoffnung mehr sah, seiner Vokation gemäß weiter befördert zu werden, nahm er in dem damals 2000 Einwohner zählenden Charlottenburg eine Predigerstelle an, die ihm der Magistrat dieser „Immediatstadt“ angeboten hatte. Aber auch hierher schien ihm der Weg durch allerlei Kabalen versperrt werden zu sollen, und schon hatte er mit edler Uneigennützigkeit Verzicht geleistet, als er durch eine Entscheidung des Königs selbst, der die Kabalen

durchschaute, in diese Stelle eingesetzt wurde. Hier arbeitete er den zweiten Teil seines Buches aus (er erschien 1778), in dem er sich gegen die erhobenen Einwände, auch gegen die Lessings, mit großer Festigkeit verteidigte und seine Untersuchungen fortsetzte. Die Theologen aber, die seine Entfernung vom Predigtamte wünschten, hatten bei den Behörden ihrer Meinung Geltung zu verschaffen gewußt, daß Eberhard als Prediger nicht an der rechten Stelle sei, dagegen sich wohl zum Professor der Philosophie an einer Universität eigne; und um allen weiteren Angriffen aus dem Wege zu gehen, nahm er 1778 eine solche Professur in Halle an. Hier in Halle erklärte ihn 30 Jahre später die theologische Fakultät am Feste der Wiederherstellung der Universität (1808) zum Doktor der Theologie und zwar gerade mit Rücksicht auf seine „Neue Apologie des Sokrates“. Noch während seines Aufenthalts in Charlottenburg faßte Eberhard die Idee zu seinem 1779 in Halle erschienenen Buche „Amyntor, eine Geschichte in Briefen“, einer Art philosophischen Romans zur Bekämpfung der epikureischen Grundsätze der nach den Maximen der leichtsinnigen französischen Weltphilosophie lebenden gens du grand ton, in deren Lebens- und Denkungsweise ihm sein Verkehr im Hause des Ministers v. d. Horst tiefe Einblicke verstattet hatte. Im Jahre 1776 gewann er im Wettstreit mit Herder durch seine „Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens“ den Preis der Berliner Akademie, zu deren auswärtigem Mitgliede er zehn Jahre später ernannt wurde. — Seine Einschrift in Soermans' Stammbuch steht gegenüber der seines nachherigen Hallischen Kollegen Chr. Gottfr. Schütz und lautet:

184

Unser keiner lebt ihm selber. [Röm. 14, 7]

Charlottenburg
d. 14. Aug. 1776.

Hiermit wollte sich dem
Andenken d. H. Besitzers
empfehlen
Joh. Aug. Eberhard.

- 215 Der Arzt Sproegel, der „hinter der Petrikirche“, d. i. in der Gertraudenstraße gegenüber jener Kirche, wohnte, schrieb sich am 18. August, einem Sonntag, ein:

215

Oculis oportet magis credere, quam opinionibus.

Hippocr:

Berolini
die XVIII. Augusti
MDCCLXXVI.

Benevolae memoriae ac recorda-
tionis causa haec pauca adposuit
Joannes Theodorus Sproegel. Med: D.
Med: et Physiol: Profesf: Coll: Reg: Med: Chir:
Societ: Nat: Cur: Berol: Sodal: Honor:

Zu Berlin 1728 geboren und auf dem Joachimsthalschen Gymnasium vorgebildet, hatte er zu Göttingen 1747 studiert und von dort aus eine botanische Reise durch Deutschland, dann eine zweite durch die Schweiz, Frankreich, England und die Niederlande gemacht. Er besaß eine auserlesene medizinisch-physikalische Bibliothek, ein beträchtliches

Naturalienkabinett und eine Sammlung physikalischer Instrumente und Maschinen. Er ist vermutlich der Sohn des Professors Theodor Sproegel (1699—1759 oder 1760), der seiner Zeit ebenfalls Mitglied des Collegium Medico-Chirurgicum war und von 1737 an der Berliner Akademie angehörte. — Jenes Collegium Med.-Chir. bildet den Ausgang der heutigen „Pepinière“ oder, wie der amtliche Name seit 1895 lautet, der „Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen“. Im Jahre 1713 war auf eine Anregung der königlichen Societät der Wissenschaften in Berlin in einem ihr gehörigen Gebäude an der Ecke der „Letzten“ (= Dorotheen-) StraÙe neben dem Observatorium ein Theatrum anatomicum angelegt worden zu dem Zwecke, daÙ dort Demonstrationen und anatomische Untersuchungen „in exercitus populique salutem, civium hospitumque commodum“ abgehalten würden. Dieses Institut wurde 1724 zu dem Collegium medico-chirurgicum erweitert vornehmlich in der Absicht, geschickte Wundärzte für die Armee heranzubilden. Es war dies die erste derartige Anstalt in Deutschland, wo auf Staatskosten und im Inlande junge Leute zu Militärchirurgen ausgebildet wurden. In den Heeren jener Zeit bestand das Sanitätspersonal aus „Feldscherern“, die, meist Leute niederen Standes und mit sehr mangelhaften Schulkenntnissen, aus den Barbierstuben hervorgingen. Nach Errichtung jenes Collegiums wurde aus den Kompagniefeldscherern eine gewisse Zahl, anfangs acht, später mehr, ausgewählt und ihm zugewiesen. Erfordert wurde, daÙ die jungen Leute Landeskinder waren, Fähigkeiten und Kenntnis der lateinischen Sprache besaßen. Ihre Kompetenzen betrugen 100 Rtlr. jährlich; wogegen sie verpflichtet waren, allen Vorlesungen des Collegium med.-chir. ohne Unterschied beizuwohnen. Sie erhielten in der Folgezeit den Namen „Pensionärs“. Sie bildeten aber immer nur den kleineren Teil der Zuhörerschaft; auch anderen war der Zutritt zu den Vorlesungen verstattet. Ja i. J. 1725 erschien ein Medizinedikt, wonach ohne Ausnahme ein jeder, der in Preußen als Arzt praktizieren wollte, auch wenn er schon anderwärts als Doktor promoviert hatte, noch den sogenannten Cursus anatomicus et chirurgicus bei jenem Kollegium absolvieren — daher noch heute der Staatsexaminand „Kursist“ genannt wird — und sich von ihm eine Bescheinigung und Beurteilung ausstellen lassen mußte, um die Erlaubnis zur Ausübung der ärztlichen Praxis zu erlangen. Die sieben Lehrstühle wurden von Anfang an mit hervorragenden Autoritäten besetzt. Vermöge ihrer vortrefflichen Einrichtungen bildete diese Anstalt eine kleine medizinische Fakultät, und schnell gelangte sie zu Ansehen und Blüte, so daÙ nicht bloÙ Einheimische, sondern auch Fremde in großer Zahl herbeigezogen wurden. Für jene „Pensionärs“ aber, die nach einer Kabinettsordre vom J. 1790 bei ihrem Eintritt in den Regimentsdienst nicht mehr Feldscherer, sondern Chirurgen hießen, wurde 1795 die Pepinière errichtet mit der erweiterten Aufgabe, nicht, wie bisher, bloÙ in der Chirurgie, sondern in den gesamten medizinischen Disziplinen unterwiesen zu werden. Sie sollten die bis dahin versagte Berechtigung erhalten, auÙer im Militär-, auch im Zivilverhältnis praktisch tätig zu sein. Als 1810 die Berliner Universität gegründet wurde, bildete das Collegium med.-chir. mit seinen vortrefflichen Einrichtungen eine bequeme Grundlage für die Schaffung einer vollständigen medizinischen Fakultät. — Über die in der Einschrift am Schluß genannte Berlinische Gesellschaft naturforschender Freunde ist in den Vorbemerkungen gehandelt worden.

134 Am folgenden Tage schrieb sich der Oberkonsistorialrat Diterich, Archidiakonus an der Marienkirche, mit einem Spruche aus 1. Thess. 5, 16 in das Stammbuch ein:

134

Seyd allezeit frölich.

Berlin d. 19 Auguft.
1776

Zum geneigten Andenken
Joh. Sam. Diterich

1721 in Berlin geboren, war Diterich an seines Vaters Statt 1751 zweiter und 1754 erster Prediger an der Marienkirche geworden. Er war auch der „Beichtvater“ der Königin Elisabeth Christine, der Gemahlin Friedrichs des Großen, und starb am 14. Januar 1797, einen Tag nach dem Tode seines königlichen Beichtkinds. Er war der älteste und intimste Freund Spaldings, für dessen Berufung nach Berlin er besonders tätig gewesen war. Wie er ihm, was ihre religiösen Anschauungen betraf, geistig nahe stand, so auch räumlich; denn Diterichs Wohnung befand sich in Spaldings nächster Nachbarschaft: in dem zur Marienkirche gehörigen Pfarrhause, das in der Spandauerstrasse (No. 37) zwischen der Eier- und Nicolaikirchgasse lag. — Dieser den zeitgemäßen Anschauungen der Aufklärung huldigende Prediger hatte sich als geistlicher Liederdichter einen Namen gemacht, und noch in unsern heutigen Gesangbüchern finden sich einige seiner Lieder. Im J. 1765 hatte er zusammen mit seinen Amtsbrüdern von der Marienkirche Bruhn und Kirchhoff einen Anhang zu dem allgemein verbreiteten Porstschens Gesangbuch herausgegeben. Dieser Anhang enthielt mehr als 200 Lieder: teils neue, die moderne Dichter, wie Cramer, Klopstock, dann auch Diterich selbst zu Verfassern hatten; teils alte, mit denen aber, um den Forderungen des herrschenden Rationalismus zu genügen, oft eine völlige Umgestaltung vorgenommen worden war. Dieses Vorgehen fand den Beifall der Gelehrten und Gebildeten und gab den Anstoß zu einer tiefgehenden und andauernden Bewegung auf dem Gebiete der Verbesserung des Kirchenliedes, die zu einer wahren Gesangbuchrevolution führte. Aller Orten entstanden in Deutschland in den folgenden Jahren Gesangbücher nach dem Berliner Vorbilde; dazu gehörte unter vielen andern das von Zollikofer in Leipzig besorgte, von dem schon im ersten Teil unserer Arbeit die Rede gewesen ist, und das von dem Superintendenten Stockhausen in Hanau herausgegebene, dem wir noch begegnen werden. Diterich selbst schritt auf dem von ihm betretenen Wege fort und gab, von Spalding und Teller unterstützt, 1780 ein neues vollständiges Gesangbuch heraus, das nach dem Verleger das Mylius'sche genannt wird. Ein königlicher Erlaß vom Oktober desselben Jahres an sämtliche Geistliche der Kur- und Neumark empfahl seine allgemeine Einführung in den Gemeinden. Aber alsbald erhob sich gegen dieses moderne Gesangbuch ein Sturm, da man die gewaltsamen Veränderungen der alten Lieder keineswegs als Verbesserungen, sondern als Verwässerungen empfand. Sowohl einzelne Literatoren eiferten dagegen, als auch sträubten sich die Gemeinden gegen die Einführung. Es kam sogar zu allerlei Exzessen. An einigen Orten sang man nach der angeschriebenen Nummer das Lied nach dem alten Gesangbuche und fuhr darin, auch als der Prediger schon die Kanzel bestiegen hatte, mit besonders kräftiger Stimme fort, so dafs er am Reden gehindert wurde. Anderwärts hörte man nur die Predigt an und verlief sofort, wenn der Gesang beginnen sollte, unter großem Geräusche, namentlich

auf den Emporen, die Kirche. In Berlin vereinigten sich einige Gemeinden zu einer Immediatvorstellung an den König, in der sie unter Berufung auf seine früheren Erlasse in Bezug auf die Freiheit in Religionsangelegenheiten um Belassung des ihnen lieb gewordenen alten Gesangbuches baten. Darauf verfügte ein königliches Reskript vom Januar 1781, daß jede Gemeinde in Ansehung des Gesangbuches völlig freie Hand behalten sollte; eine von dem König eigenhändig darunter geschriebene Bemerkung enthält den Satz: „was die Gesangbücher angeht, so steht einem Jeden frei zu singen: Nun ruhen alle Wälder, oder dergleichen thöricht und dummes Zeug“. Andere Gemeinden erhielten auf ihre Vorstellung dasselbe Recht, und so war das Resultat dies, daß in einigen Gemeinden das neue Gesangbuch eingeführt, in andern das alte beibehalten wurde.

Von dem geistlichen Liederdichter kommen wir zur „deutschen Sappho“, wie der überschwengliche Gleim Anna Louise Karsch (1722—91) im ersten Entzücken über seine Bekanntschaft mit diesem merkwürdigen poetischen Talente genannt hatte. Einem elenden Leben voll Kummer und Entbehrung, den Mißhandlungen eines trunksüchtigen Ehemannes war sie durch den Baron v. Kottwitz entrissen worden, der sie auf ihren Wunsch im Januar 1761 von Groß-Glogau nach Berlin bringen liefs, wo hochgestellte und hochangesehene Freunde ihr eine herzliche und achtungsvolle Aufnahme bereiteten und Obdach und Lebensunterhalt gewährten. Wohlwollende Menschen hatten ihr die Sorge für ihre beiden Kinder abgenommen; der Baron v. Kottwitz liefs ihren Sohn auf seinem Gute zu Boyadel erziehen, der Leibarzt Stahl gab auf seine Kosten ihre Tochter auf die Realschule in Pension. Ramler und Sulzer in Berlin sowie Gleim in Halberstadt liefsen sich die Ausbildung ihres dichterischen Talentes angelegen sein, indem sie sie durch persönliche Unterweisung mit den Regeln der Kunst bekannt zu machen suchten, ohne die es kein wahres Kunstwerk gibt. Damit sie sich ganz der Kunst widmen könne, bemühten sich dieselben Freunde, ihr zunächst durch die Erzeugnisse ihres eigenen Talentes eine sorgenlose Zukunft zu verschaffen, indem sie eine auserlesene Ausgabe ihrer Gedichte auf Subskription veranstalteten, wovon sie auf einen Gewinn von 5000 Tlرن. hofften. Diese Zeit, die glücklichste in ihrem Leben, dauerte indes nur zwei bis drei Jahre und war längst dahingeschwunden. Durch ihre eigene Unüberlegtheit war sie in den vorigen elenden Zustand zurückgesunken, aus dem sie nie wieder herauskam. Der Umstand, in Berlin ihren jüngeren Stiefbruder Hempel, nachdem sie ihn vierzehn Jahre lang nicht gesehen hatte, unvermutet wiederzufinden, brachte sie auf den Gedanken, ihre bisherige Unterkunft bei einer Freundin aufzugeben und für sich und ihren Bruder wieder einen eigenen Haustand, wenn auch noch so ärmlich — sie wohnte zunächst in einer Dachstube — zu begründen, während sie doch aus Erfahrung (ihre Ehen waren ja zum Teil auch deshalb so unglücklich gewesen) wissen mußte, daß sie zur Führung eines Hauswesens nicht taugte. Den Erfolg jener Subskription hatte sie selbst durch ihr unbedachtsames Eingreifen vereitelt; immerhin waren 2000 Tlr. dabei herausgekommen, die aber die Freunde, um bei ihrer Unwirtschaftlichkeit das Geld vor Verschleuderung zu bewahren, fest anlegen mußten, so daß sie davon nur die jährlichen Zinsen in Höhe von 100 Tlرن. erhielt. Ebensoviel bekam sie an jährlichen Pensionen von den Herzögen Friedrich und Ferdinand von Braunschweig und einigen auswärtigen Freunden. Da dies alles zur Bestreitung des Haushalts nicht ausreichte, sah sie sich gezwungen, wieder wie vor ihrer Übersiedelung nach Berlin in den befreundeten vor-

37

nehmen Familien von einer zur andern zu gehen, um durch Gelegenheitsgedichte und Stegreifdichtungen sich den Lebensunterhalt von einem Tage zum andern zu verdienen. War es schon von Anfang an bei ihrer Unbeständigkeit und Ungeduld für ihre Berliner Freunde schwer, sie zu strengerer Kritik und zu ästhetischen Studien anzuhalten, so fielen jetzt bei solcher Art zu dichten derartige Rücksichten ganz weg; ihre Dichtungen sanken mit der Zeit immer mehr zu oberflächlichen und unvollkommenen Reimereien herab. Nicht lange nachdem sie sich neu eingerichtet hatte, wurde nach dem bald erfolgten Tode des Barons v. Kottwitz auch ihr Sohn ihr wieder zugeschickt. Zwar wurde er durch Vermittelung und auf Kosten eines ungenannten Wohltäters noch zwei Jahre auf der Realschule in Pension gehalten; aber von nun an wollte sich für den unbeständigen jungen Menschen zwölf Jahre lang keine ihm zusagende Stellung finden, bis er endlich, nach der gegenwärtigen Zeit, eine Schullehrerstelle an der Garnisonschule in Ruppín erhielt. Bald nach dem Sohne kehrte auch die Tochter, Karoline Luise mit Namen, nach einem fünfjährigen Aufenthalte auf der Realschule zu ihr ins Haus zurück. Nach wenigen Jahren wurde diese, kaum mannbar, im Alter von fünfzehn Jahren, ohne daß man sie weiter nach ihrer Neigung fragte, mit dem Stiefbruder der Mutter verheiratet, und da der junge Ehemann keine auskömmliche Stellung hatte, so übernahm die Mutter die ganze Last auch dieses Hausstandes, der nach einiger Zeit durch die Geburt eines Enkels noch vergrößert wurde¹⁾. Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen ihre Wohnung ihr zu eng wurde. Daher ihre fortwährenden Bitten an den König, ihr ein Haus zu schenken. Hatte er ihr doch bei der Audienz, die er ihr im Oktober 1763 in Sanssouci gewährte, versprochen, daß er für sie sorgen wolle, und sie mit dem Bedeuten entlassen, daß sie sich wieder melden sollte. Aber der König, durch dessen Ruhm sie doch zu ihren ersten veröffentlichten Dichtungen begeistert worden war und den sie nicht müde wurde, bis an sein Grab bei allen Gelegenheiten immer von neuem in ihren Gedichten zu preisen, blieb unempfindlich gegen alle ihre Bitten. Sie vermutete, daß er durch die Verleumdungen einer falschen Freundin gegen sie eingenommen worden wäre. Es waren ihr immer nur kleinere Geschenke zu teil geworden. Zuletzt (im J. 1773) hatte ihr der König, wahrscheinlich um sie für immer von ähnlichen Bitten abzuschrecken, nur zwei Taler durch die Post übersandt mit der Beischrift: „Zwei Thaler zum Geschenk für Deutschlands Dichterin“. Da hatte sie den Mut, auf ein Blatt zu schreiben:

Zwei Thaler giebt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig:
Drum geb' ich es zurück.

¹⁾ Diese erzwungene Ehe mit dem rohen und beschränkten Menschen war unglücklich und wurde nach neun Jahren geschieden. Eine zweite Ehe, die die Tochter 1782 mit dem jungen Freiherrn v. Klencke schloß, war ebenso unglücklich, und das Zusammenleben der Gatten währte nicht bis zur Geburt des ersten Kindes; wie ja denn in der Familie der Karschin von ihrer Mutter her bis zu ihrer Enkelin Helmina v. Chézy hinab mehrfache unglückliche Heiraten das Erbteil waren. Das poetische Talent vererbte sich auf Tochter und Enkelin fort; in diesem Jahre 1776 trat die Tochter Karoline (1754—1812) mit ihrer ersten Dichtung, dem zweiaktigen Schauspiel „Der ehrliche Schweizer“, an die Öffentlichkeit.

Aber sie wandte sich doch auch später mit gleichen Bitten an den König, allerdings mit nicht viel besserem Erfolge. Auf ein Gesuch, das sie i. J. 1783 einreichte und worin sie wahrscheinlich abermals um ein Haus bat — ihr Hausstand hatte eben durch die Geburt einer Enkelin einen neuen Zuwachs erfahren — erhielt sie drei Taler. In der Quittung, die sie in Reimen abfaßte, kommen diese Verse vor:

Seine Majestät befahlen,
Mir, anstatt ein Haus zu baun,
Doch drei Thaler auszuzahlen — —
und: Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen u. s. w.

Erst Friedrich Wilhelm II. erfüllte ihren so sehnächtigen Wunsch und liefs ihr 1791 am Hackeschen Markte ein kleines Haus bauen, das sie aber nur noch wenige Monate bewohnen sollte. Sie wohnte übrigens i. J. 1776 in der Nähe dieses Platzes, nämlich „vor dem Spandauerthore im Curtschen Hause“, das ist heute Spandauerbrücke No. 6 oder 7, zwischen der Stadtbahn, die an dieser Stelle über dem ehemaligen Königsgraben aufgeführt ist, und der Rosenthaler Strafe. Während des letzten Drittels ihres Lebens theilte sie ihre tägliche Zeit zwischen Besuchen und Gegenbesuchen, die ihr zur unentbehrlichen Lebensbedingung wurden, und alles, was sie schrieb, Freundschafts- und Geschäftsbriefe, schrieb sie in Reimen. Ihre Einschrift in Soermans' Stammbuch ist folgendermafsen gestaltet:

37

Berlin ist weltbekand durchs Thönende Gerüchte
Ein Jedes land bringt Seine Früchte
Ein jeder Mensch hatt Freud und Schmerz
Zum antheil in der Weltt, Du hast Ein guttes herz
Daß Zeugniß steht davon im offnen angesichte
Du scheinst Vergnügt mitt deinem glückesloof
du nennst unßeren König groß —
und diesen Vers Kein Lobgedichte — — —

ohne schmeycheley
schriebs dem besitzer
A. L. Karschin.

Berlin den 22 August
1776

Die Verse sind offenbar improvisiert und wahrscheinlich unter den Augen des Besuchers niedergeschrieben; dafür spricht auch die Schrift, die sehr flüchtig ist, so dafs oft nicht zu unterscheiden ist, ob die Anfangsbuchstaben groß oder klein sein sollen. Von ähnlicher Beschaffenheit mag auch das Gedicht gewesen sein, in dem sie Goethe, als er sie bei seinem Aufenthalt in Berlin besucht hatte, „beversete“, wie er sich in einem Briefe an Frau v. Stein ausdrückt, der er auch das Gedicht der Karsch übersandte.

Am Mittwoch, den 28. August, besuchte Soermans den aus Königsberg in Preußen stammenden Hof- und Garnisonprediger Leonard Cochius (1718—79) in Potsdam. Dasselbe Amt hatte schon unter dem Könige Friedrich Wilhelm I. sein älterer Bruder Christian Johann Cochius bekleidet, der dann i. J. 1741 als Oberhofprediger nach Berlin versetzt wurde, wo er 1749 starb. In demselben Jahre wurde jener jüngere Bruder, nachdem er bis dahin am Friedrichs-Werderschen Gymnasium in Berlin zuerst als Konrektor, zuletzt als Prorektor tätig gewesen war, vom Könige Friedrich II. in jene Hofpredigerstelle berufen, die er 30 Jahre lang bis an seinen Tod inne hatte. — Als die Berliner Akademie für das Jahr 1768 als Thema für die Preisaufgabe die Frage stellte: „ob es möglich sei, natürliche Neigungen zu zerstören, und wie man die guten zu stärken, die schlechten zu schwächen habe,“ ging er aus der Bewerbung, an der sich auch Christian Garve beteiligte, als Sieger hervor. Bald darauf (i. J. 1770) wurde er vom Könige als ordentliches Mitglied in die Akademie aufgenommen. Diese Auszeichnung war für ihn um so rühmlicher, als er von Berlin entfernt wohnte, während sonst alle ordentlichen Mitglieder in Berlin selbst ihren Wohnsitz haben mußten. In den philosophischen Abhandlungen, die er für die Akademie verfaßte, zeigte er sich in der Art, wie er gewisse Begriffe, z. B. Raum und Zeit, behandelte, als ein Vorläufer Kants. In der Akademie selbst galt er als ihr bester lateinischer Stilist. Friedrich der Große zollte ihm stets die größte Achtung, die sich auch darin ausdrückte, daß er nach Cochius' Tode dessen hinterbliebener Gattin zu ihrem Witwengehalte noch eine jährliche Pension von 200 Rtlrn. hinzulegte. — Er hat sich in der Nähe seines Landsmannes Kant, ein Blatt vorher, eingeschrieben:

237

Seneca.

*Quo modo fabula, sic vita; non quam diu,
sed quam bene acta sit, refert.*

Potsdami,

V. Kal. Sept. MDCCCLXXVI.

In sui memoriam scripsit

Leonardus Cochius.

Der letzte Berliner, der sich in Soermans' Stammbuch einzeichnete, war der Oberkonsistorialrat Silberschlag (1721—91), Pastor an der Dreifaltigkeitskirche und zugleich Direktor der Realschule. Diese Schule war 1747 von seinem Amtsvorgänger Hecker als die erste ihrer Art gegründet worden; aus ihr ist das heutige Kaiser-Wilhelms-Realgymnasium hervorgegangen, während 1797 das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium von ihr abgezweigt wurde. In der Kochstraße, „der Realschule gegenüber“, da wo jetzt das letztgenannte Gymnasium sich befindet, hat Silberschlags Amtswohnung gestanden. — In Silberschlags Familie hatte sich seit 200 Jahren der Beruf als Arzt oder Apotheker und damit der Trieb zu den Naturwissenschaften schon durch viele Generationen fortgeerbt. Auch er selbst betrieb, obwohl er sich für den geistlichen Stand entschieden hatte, schon auf der Universität neben der Theologie eifrig das Studium der Mathematik und Physik, und während seines ganzen späteren Lebens erhielt er ohne sein besonderes Zutun stets Gelegenheit, wo er neben seinem Seelsorgeramte für seine Kenntnisse in den Naturwissenschaften eine reiche praktische Verwendung fand. Von Magdeburg aus,

wo er 1756—69 als Pfarrer an der Heiligengeistkirche gewirkt hatte, wurde er nach Berlin in die Stelle des 1768 verstorbenen Oberkonsistorialrats und Predigers an der Dreifaltigkeitskirche Joh. Jul. Hecker berufen, da er so recht geeignet zur Fortführung des von jenem begonnenen Werkes erschien. Denn zum Leiter der Realschule wollte man keinen zünftigen Gelehrten, einen Theologen oder Philologen, sondern, entsprechend den Zielen dieser Schule, die eine Vorbildungsanstalt für das sogenannte praktische Leben sein sollte, einen Mann der realen und exakten Wissenschaften. Noch in Magdeburg hatte der früher genannte Berliner Oberhofprediger Sack, den das gleiche Interesse für die Naturwissenschaft beseelte, Gelegenheit gehabt, als er sich während des siebenjährigen Krieges mit dem preussischen Hofe dort aufhielt, Silberschlag, in dessen Hause er sogar wohnte, als einen in den physikalischen Wissenschaften wohl bewanderten Mann kennen und schätzen zu lernen. Auf seinen Rat hatte Silberschlag auch eine „Abhandlung von den kriegerischen Wurfmaschinen der Alten“ der königlichen Akademie der Wissenschaften eingereicht, die seine Ernennung zum auswärtigen Mitgliede zur Folge hatte (1760). Bereits im nächsten Jahre nach seiner Übersiedelung nach Berlin wurde Silberschlag zusammen mit dem Baudirektor Joh. Boumann und dem früher aufgeführten Philosophen Lambert vom Könige in das neuerrichtete Ober-Baudepartement berufen, wo er das Referat über das Maschinenwesen und den Wasserbau erhielt. Denn für dieses Fach hatte er schon in Magdeburg theoretisch und praktisch seine besondere Befähigung dargetan. Er hatte dort in höherem Auftrage auf dem Fürstenwalde eine Wasserkunst erbaut, welche einen ganzen Stadtteil mit Wasser aus der Stromelbe versah. Ferner hatte er i. J. 1766 bei einer Preisaufgabe über den Strombau, die der Vizepräsident des kursächsischen Oberkonsistoriums Graf v. Hohen-
thal stellte, mit seiner Abhandlung „Vom Wasserbau an Strömen“ den Preis davongetragen. In Berlin erhielt er 1772 von der Regierung den Auftrag, die Wasserwerke in den preussischen Gebietsteilen am Rhein zu untersuchen; er schloß daran eine Reise durch Holland, um die dortigen Kanal- und Wasserbauten zu studieren. Eine bedeutende Tätigkeit konnte er in den Jahren 1784 und 1786 entfalten, als durch die Überschwemmungen des Rheins und der Weichsel grofse Verheerungen angerichtet wurden. Im J. 1775 wurde er auch zum Mitglied der naturforschenden Gesellschaft in Berlin erwählt, deren Versammlungen er fleissig besuchte und für die er eine grofse Zahl Abhandlungen naturwissenschaftlichen Inhalts verfaßt hat. Mitglied der Königlichen Akademie war er, wie oben gesagt, seit 1760. Auch in Berlin zählte er immer noch zu den „abwesenden“ oder auswärtigen Mitgliedern; zum ordentlichen Mitgliede wurde er erst nach Friedrichs des Grofsen Tode und zwar zusammen mit Teller und Wöllner ernannt (30. Nov. 1786). Indessen behandelte er auch dort nur technische und astronomische Probleme, keine philosophischen oder theologischen. In seinem geistlichen Amte erfreute er sich als Seelsorger grofser Beliebtheit bei seiner Gemeinde, namentlich wurde er gern an Kranken- und Sterbebetten gerufen. Als Kanzelredner fand er einen gleich grofsen Beifall wie Spalding, freilich aus einem ganz verschiedenen Grunde. Denn er war ein Theologe alten Schlages, der die ganze religiöse Aufklärung mifsbilligte, und seine Predigten hatten durchaus einen pietistischen Charakter. Daher stellte er sich auch, als das Wöllnersche Religionsedikt erschien, im Gegensatz zu den übrigen Räten des Oberkonsistoriums, Spalding, Büsching, Teller, Diterich u. s. w., auf des Ministers Seite und

liefs sich auch zum Mitglied der Prüfungskommission ernennen, die fortan die preussischen Theologen auf ihre Rechtgläubigkeit hin zu prüfen hatte. Allerdings liefsen es seine anderweitigen Studien und Beschäftigungen nicht zu, für die Zwecke dieser Kommission sehr tätig zu sein. — In Soermans' Stammbuch wählte er sich einen Platz unter den übrigen Berliner Theologen, so dafs diese nun alle bei einander stehen:

128

Discite iustitiam moniti nec temnere Christum

Memoriae caussa

Joannes Esaias Silber Schlag

Berolini IIII. Non. Sept. A. O. R. CMCCLXXVI.

Der Wahlspruch stellt eine Variation eines Vergilianischen Verses aus Aeneis VI, 620 dar:

Discite iustitiam moniti et non temnere divos.

L.A.F. 1904.

Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königl. Kaiserin-
Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg. Ostern 1904.

Aus der
deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts.

Nach Stammbuchblättern.

II. Teil.

Von

